

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Vermischte Erzählungen und Aufsätze]

## Fremdes Blut.

(Eine Erzählung aus vorgeschichtlichen Zeiten.)

(Mit einer Abbildung)

In uralten Zeiten, als der Mensch noch in wildem Zustand in Höhlen hauste, war das Wesserlingertal, so wie alle anderen Vogesentäler, vom Meere überdeckt.

Unter dem Einfluss gewaltiger Naturerscheinungen, ebte das Wasser zurück; eisige Nordwinde umwehten die Gipfel der Vogesen; Gletscherfelder hüllten die Abhänge in Schnee und Eis ein.

Auf diesen grimmig kalten Zeitabschnitt folgte eine mildere Periode. Die Gletscher schmolzen, liessen Moränen und Felsen zurück, die heute noch bestehen. Als Beispiele seien, für das Wesserlingertal, die Moränen von Oderen (1) und Wesserling genannt.

Wenn wir den ersten Menschen nachspüren, welche diese Gelände bewohnten, müssen wir weit zurückgreifen in die Urzeit, als das menschliche Geschlecht, im Kampfe mit den Elementen, mit den Raubtieren, mit Hunger, Durst und Kälte, ein wildes, tiergleiches Dasein führte.

Unsere Erzählung lässt diese rauhen, trotzigen Gestalten der Steinzeit wieder aufleben. Der Schauplatz dieser Tragödie ist das Wesserlingertal, heute eines der arbeitsreichsten unserer Vogesentäler. Wo einst ein wildreisender Bach der Ebene zuschäumte, umspielt heute die friedliche Thur blühende Dörfer, emsig schaffende Fabriken. Nichts gibt mehr kund von jenen Zeiten, als einige Felsengruppen,

<sup>1)</sup> Die von weit her besuchte Wallfahrtskapelle „Maria-Hilf“ von Oderen ist in einen Moränefelsen eingehauen.

welche noch die Spuren früherer Naturerscheinungen tragen.

\*  
\*\*

Blutrot ging die Sonne hinter den Vogesen zur Ruh: im schattenumlagerten Tal glänzte nur noch, silberhell, die leise rauschende Thur.

Vor dem Eingang einer Höhle, am Ufer des Baches, steht eine Frau, späht hinaus in den sinkenden Abend.

Die hohe, gebietende Gestalt ist mit Tierfellen bekleidet; aus den scharfgemeisselten Zügen spricht Not und Elend, aber auch eine seltene Willenskraft.

Das tägliche Ringen gegen die feindliche Natur verlieh ihr Mannesmut; und der grobgeschnittene Dolch, der ihr zur Seite hängt, kann in ihrer geübten Hand zur gefährlichen Waffe werden. Ela, — so heisst die Hüterin der Felsenhöhle, — wartet mit Ungeduld auf die Rückkehr ihres Gefährten Ortus, auf die Rückkehr ihrer Söhne Ursa und Almen, die schon mit Tagesanbruch, mit dem Vater auf die Jagd ausgezogen. Der zweitjüngste Sohn, Erthel, ist seit gestern fort; während der Vater und die Brüder die Wälder durchziehen, dem Wilde nach, fährt er in seinem selbstgebauten Schiffe, durch die Flüsse der Ebene, dem Rheine zu, den Spuren des Rheinsalms nach.

Während der Abwesenheit der Männer hütet Ela die Grotte, unterhält das Feuer, welches Tag und Nacht auf der Felsplatte vor dem Eingang der Höhle brennt. Die Natur selbst hat für den Schutz dieses Unterschlupfes

gesorgt: durch eine natürliche Höhlung des Felsens gebildet, öffnet sich die Grotte dem Bache zu; ein Felsenvorsprung, von gefällten Baumstämmen umzäunt, trennt sie von dem steilen Ufer; zu beiden Seiten fällt der schroffe, waldige Bergeshang in die wildschäumenden Wasser der Thur und verwandelt die Höhle der « Wilden Steine » in eine natürliche Festung.

\*\*

Immer tiefer sinkt der Abend, hüllt Berg und Tal in Schatten ein. Ela, über das Felsenufer gebeugt, lauscht in die Nacht hinaus.

Und plötzlich zuckt sie zusammen: durch das Rauschen des Baches hindurch hat ihr Ohr einen fremden Laut erhascht, das Gleiten eines Kahnes, den Klang einer menschlichen Stimme.

Die Hand am Dolch, die Muskel gestrafft, steht sie schon sprungbereit. Da klingt die Stimme näher, eine junge, frische, helltönende Stimme, jauchzt mit wildem Jubel in den stillen Abend hinein.

— Erthel! —

Freudig blitzt es in Elas Augen auf, als der Jüngling mit kühnem Sprung über die Baumhecke setzt und in seiner schlanken Grösse vor ihr steht, kecke Lebensfreude in den blauen Augen, Kampfeslust in der markig-sehnigen Gestalt.

Schon öffnet die Mutter den Mund zum Sprechen, da sieht sie, jenseits der Umzäunung, etwas Helles schimmern, eine Gestalt, welche die Dunkelheit verhüllte.

Der Glanz erlischt in ihren Augen, die Züge werden hart; mit gebietendem Finger weist sie auf die weisse Erscheinung, welche da, im Schatten, lauert.

Mit einem hellen Lachen überspringt Erthel von neuem den Zaun, und einen Augenblick später, legt er zu

Elas Füssen eine Frau nieder, wirft sie hin, wie der Jäger seine Beute hinwirft.

Sie ist schön, diese Frau! Helläugig, mit goldfunkelndem Haar, mit weissschimmernder Haut. Jetzt, da sie aufsteht, ist sie fast so gross wie Ela, ja, sie scheint grösser noch, so stolz ist ihre Haltung, so kühn und selbstsicher ihr ganzes Wesen.

Beide Frauen messen sich mit den Augen, Feindinnen beim ersten Blick. Da klingen Schritte in der Nähe, schwere, müde Schritte. . . Ela horcht auf, wendet sich ab, und diesen Augenblick benutzt die fremde Frau, um, in raschem Entschluss, im Dunkeln des vorspringenden Felsens Schutz zu suchen.

Hinter der Holzumzäunung sind drei hohe Gestalten erschienen; sie kommen näher, sie wachsen, vom Feuerchein unheimlich vergrössert: es sind die Jäger, welche Ela mit so viel Ungeduld erwartete. Ortus, der Vater, trotz seines Greisenalters eine kraftstrotzende, männliche Erscheinung. Ursa, der älteste Sohn, ein getreues Abbild des Vaters: in den stechenden Jägeraugen, dasselbe grausame Funkeln, in den mächtigen Fäusten, dieselbe, todbringende Wucht. Nur Almen, der Jüngste, bildet zu den Anderen einen auffallenden Gegensatz: schlank, geschmeidig, scheint er fast ein Kind noch im Vergleich zu der massigen Erscheinung des Vaters und der Brüder.

Alle drei sind bewaffnet; mit Dolchen, aus Hirschknochen geschnitzt, mit Steinmessern, Aexten und schweren Keulen. Wie sie so dastehen im flackernden Spiel der Flammen, im gespensterhaften Huschen der Schatten, sehen sie schreckhaft aus, furchterregend, und die fremde Frau, die sie, im Dunkel der Felsen verborgen, beobachtet, zittert bei ihrem Anblick.

Doch ist sie tapfer, und bis zum heutigen Tage war ihr die Angst ein unbekanntes Gefühl.

Gerda, — so ist ihr Name, — herrschte über jenes Volk, das jenseits des Rheines, am Fusse des heutigen Schwarzwaldes hauste. Von Kind auf sass sie auf Pferdesrüden, schwamm in den Fluten des Rheins, kämpfte, jagte in wilder Lust, ein freies Weib, das aus ihrer Mannen Scharen einen Gemahl erwählen sollte! Und nun stand sie hier, eine Gefangene, ihrer Heimat Entrissene und ... fürchtete sich!

Furcht! Zum ersten Mal in ihrem jungen Leben! Furcht vor diesen rohen Männern, dieser grausam lächelnden Frau! Hilflos, ohne Waffen, ihnen ausgeliefert!

Da steht er, ihr Entreisser! der heute, als sie fern von den Gefährten im Rhein badete, plötzlich vor ihr erschien. Mutig hatte sie sich verteidigt; aber durch diesen ungewohnten Kampf im Wasser ermattet, hatte sie nachgeben müssen, und der Sieger hatte sie, halb ohnmächtig, in diese finstere Höhle geschleppt, wo sie, zitternd, hasserfüllt, ihrem Schicksal entgegenharrte...

Die Jäger haben sich um das Lagerfeuer geschart, haben ihre karge Beute ausgebreitet, kaum genügend, um den Hunger dieser Kraftmenschen zu stillen.

Da schleicht sich Erthel leise fort, steigt zum Bach hinunter, und bald erscheint er wieder in ihrer Mitte: über seiner Schulter hängen drei fette, hellrote Salme, wie man sie im Rhein und in den Flüssen der Ebene findet.

Bei ihrem Anblick leuchtet es in den hungrigen Augen freudig auf. Doch wendet sich Erthel plötzlich um, verschwindet im Schatten der Felsen. Und während ihm die anderen verwundert nachschauen, steht er schon

wieder in ihrer Mitte: an seiner Hand zerzt er eine Frau dem Feuer zu, eine leuchtend helle Erscheinung.

Mit einem Satz sind die Jäger aufgesprungen; ihr drohender und zugleich begehrender Blick umfängt die königlich hehre Gestalt, die ihnen wehrlos preisgegeben; wie Raubtiere stehen sie da, sprungbereit...

Erthel schaut sich im Kreise um, liest in den funkelnden Augen den Neid um diesen herrlichen Besitz. Da lässt er seine Hand schwer auf des Weibes Schulter fallen, so schwer, dass die hohe Gestalt unter der Wucht dieser Faust zusammensinkt, und mit drohendem Blick in die Runde schauend; — Diese da gehört mir, und mir allein! Ich habe sie dem Rhein entwendet; allen Gefahren zum Trotz, in meinem Schiff bis hierher gebracht. Wer sich an meinem Besitz vergreift, ist des Todes! —

Seine geballten Fäuste unterzeichnen die Drohung seiner Worte. Der Hass, die Begierde erlöschen auf den vom Feuer erhellten Antlitzen. Ohne weiter auf die Gefangene zu achten, lassen sich die Jäger auf neue um das Feuer nieder; schweigend verzehren sie ihr Mahl, schweigend rücken sie zusammen, als Erthel die fremde Frau in den Kreis der Lagernden zieht, und ihr Schweigen gewährt ihr, mit dieser ersten geteilten Mahlzeit, das Recht der Angehörigkeit zum Stamm...

Die Nacht hat Berg und Tal in Dunkel gehüllt. Ela hat der fremden Frau in der Höhle ein Lager angewiesen. Aber der Schlaf flieht Gerda's Augen. Mit weit offenem Blick späht sie in die Nacht hinaus, lauscht auf das Rauschen des Baches, dessen Wellen dem Rhein zustreben, dem Rhein, wo ihre Heimat ist. Und in ihrem Herzen brennt der Hass, und mit ihm gepaart, der Wunsch zur Flucht! Schutzlos diesen Barbaren preisgegeben, hat

sie nur eine Waffe : Die List ! Die List, welche so oft Mächtige und Gewaltige bezwang, welche auch ihr zum Siege verhelfen muss !

\*  
\*\*

Tage, Wochen waren vergangen; am Morgen lag schon ein leichter Rauhereif auf den Büschen; mit grauen Schleiern lagerte der Nebel über dem Wasser: alles kündete den Herbst an.

In der Höhle der « Wilden Steine » nahm das Leben seinen gewohnten Lauf: die Jäger durchzogen Tage lang Berg und Tal, die Frauen — denn Ela hatte die Gefangene sofort ihrem harten Joch untergestellt — die Frauen sorgten für den Winter vor; sie sammelten Holz, reinigten und gerbten die Felle der erlegten Hirsche, Wölfe, Wildschweine, Bären.

Gerda hatte sich scheinbar dem Willen ihres Entführers gefügt. Scheinbar nur! Diese Herrschernatur litt unter dem Zwang, sich als Sklavin einem Barbaren zu unterwerfen. Aber allein, ohne Hilfe, ohne Waffen, hätte sie jeglichen Widerstand mit dem Leben bezahlt; das wusste sie! Also galt es, den Feind zu umstricken, seinen Argwohn einzuschläfern, durch schlaue Unterwerfung, durch weiche Hingebung seine Sinne zu betören. Und siehe da! Was der Widerstand nicht vermocht, das erreichte die List! In Erthel erwachte ganz allmählich ein weiches Gefühl. Mächtig zog es ihn hin zu der blonden Frau. Ihre Gegenwart war ihm eine Notwendigkeit, wie die Luft zum Atmen, wie das Wasser, sein ureigenstes Element. Wenn er nicht zum Fischfang auszog, schwammen sie beide um die Wette, tauchten, überliessen sich dem Spiel der Wellen. Er lehrte sie alle seine Künste: das Handhaben der Ruder, das Lenken des Schiffes, nicht ahnend, dass er ihr die Mittel zur Flucht in die Hand spielte! So sehr stand er im Banne von Gerdas Schönheit, dass sein an-

geborenes Misstrauen wie Schnee in der Sonne schmolz und er, unbewusst, ein Spielzeug ihres Willens ward.....

Während dieser Zeit durchstreiften Ortus und seine zwei anderen Söhne ihr weites Jagdgebiet. Stundenlang setzten sie dem Wilde nach, und wenn sie nach meilenweisem Lauf endlich das Lagerfeuer der « Wilden Steine » durch die Bäume blinken sahen, waren die Jäger oft der Erschöpfung nahe.

Dann hiess es für die Frauen, das Mahl bereiten, die Felle der erlegten Tiere gerben. Gerda nahm an allen Arbeiten teil. Für ihre geschickten Hände war alles Kinderspiel, und ihre junge, unverbrauchte Kraft überbot Elas Ausdauer und Tätigkeit.

So fügte sich die fremde Frau nach und nach in das Leben dieser Barbaren ein. Und war sie anfangs nur grollend geduldet, so hatte ihr nimmer ermüdender Sinn, ihre lächelnde Sanftmut den Groll entzweit, hatte sie diesen rohen Männern unentbehrlich gemacht.....

\*  
\*\*

Der Winter war ins Land gezogen. Eis und Schnee hielten die Höhle der « Wilden Steine » umfassen, hüllten Berg und Tal in weisse Linnen ein. Die rauschende, nimmerruhende Thur, die schäumenden Gebirgsbäche waren vom Eis gefesselt; das Wild hatte die ungastliche Gegend geflohen; nur Rentiere und Dammhirsche, diese Stammbewohner kalter Länder, reizten noch die Jagdlust der Männer.

Meist aber war es die bittere Not, welche die Jäger in die Berge trieb. Das Leben in der Höhle war für die Frauen während dieser rauhen Jahreszeit noch mühsamer. Ela, deren Hass jeden Tag wuchs, überliess Gerda die grössten Arbeiten, verlangte schier Unmenschliches von ihr. Aber auch hier zeigte sich Gerda Meisterin in der Selbst-

beherrschung; nie kam eine Klage von ihren Lippen. Wortlos verrichtete sie, was von ihr gefordert wurde. Nur hie und da entwich sie der Obhut Elas, um die Umgegend der Höhle zu durchstreifen.

Ela schwieg dazu; im Tiefinnersten ihres Herzens hoffte sie, dass die Feindin sich im Schnee verirren, von wilden Tieren angegriffen werden könnte, und ihre rachedürstige Seele freute sich im Voraus, die verhasste Nebenbuhlerin verschwinden zu sehen. Aber wie sie auch hoffte, Gerda kehrte jedes Mal unversehrt zurück.

An Flucht war jetzt, da die Natur in Eis und Schnee gebannt war, nicht zu denken. Aber der Wille zur Flucht lebte mächtig in Gerdas Herzen. Tag und Nacht stand die verlorene Heimat vor ihren Augen, Tag und Nacht überlegte sie die Ausführung ihres Planes. Es war ein kühner, gefährlicher Plan; sie setzte ihr Leben aufs Spiel; sie wusste es; aber der Drang nach Freiheit war stärker als die warnende Vernunft....

Das Ziel ihrer Streifzüge war der felsige Gipfel, welcher die Höhle der « Wilden Steine » überragte. Der Weg hinauf war steil, aber das Bild, das sich oben ihren entzückten Blicken bot, war der Mühsal des Aufstieges wohl wert.

Von dieser windumsausten Höhe übersah ihr Auge das Tal mit der eisgefangenen Thur, die schneebedeckten Vogesen, deren weichgerundete Kuppen der Ebene zustrebten, und weiter noch, kaum bemerkbar, den Silberstreifen des Rheines, hinter welchem ihre Heimat lag...

Jedes Mal, wenn sie herniederstieg von diesen reinen, weissen Höhen, war ihr Hass noch gefestigt. Und als die Bäche sich langsam unter dem ersten Frühlingshauch lösten, als die Thur ihre eisbefreiten Wellen wieder der Ebene zutrug, war ihr Fluchtplan reif.

Sich gehorsam in die täglichen Arbeiten fügend, nahm sie in der Höhle der « Wilden Steine » ihr Alltagsleben wieder auf. Aber in ihres Herzens Innerstem brannte verzehrend das Verlangen nach Freiheit...

\*

Die Stunde der Erlösung sollte bald schlagen! Als der Frühling ins Land zog, nahmen die Bewohner der « Wilden Steine » ihr gewohntes Leben wieder auf. Jedoch, die Jagd sowie auch die Fischerei warfen nur geringe Beute ab; von der Winterkälte vertrieben, war das Wild nicht mehr in diese Berge zurückgekehrt, und die Fische liessen sich vom Rhein weit hinauf treiben in Gegenden, die für Erthel fast unerreichbar waren. So schien selbst die Natur ihre Hand mit im Spiel zu haben, um Gerdas Wünsche zu begünstigen...

Eines Abends kamen die Jäger noch müder und entmutigter zurück als gewöhnlich, und auch Erthel, am Lagerfeuer sitzend, betrachtete mit finsternem Blick seine Netze und Angelhaken.

Da erhob Gerda, zum ersten Mal, ihre Stimme. Sie sprach von anderen, besseren Gegenden, wo das Wild noch reichlich vorhanden, wo die Jagd eine immer erneuerte Lebensfreude war. Und die Männer hörten ihr zu, lauschten dieser betörenden Stimme, die wie ein lindernder Balsam auf ihre Ermattung, ihre Entmutigung fiel. Wenn sie auch keine Antwort gaben, der Gedanke sass fest, und als Erthel unter Gerdas Einfluss auf diesen Vorschlag zurückkam, fand er keinen Widerstand bei seinen Stammgenossen...

An einem klaren, wolkenlosen Frühlingsmorgen schifften sich Erthel und seine Gefährtin ein, um am Eingang des Tales, in der Nähe der Ebene, einen neuen Unterschlupf mit günstigeren Jagdgeländen zu suchen.

Das leichte Schiff war von den Wellen der Thur bis zum Eingang des Tales getrieben worden. Dort ankerte Erthel den Kahn in einer beschützten Bucht fest, und beide Gefährten begannen, die Umgegend zu erforschen.

Dichte Wälder fielen auf steilem Abhang bis zu den Ufern des Baches hernieder; hier war an keine Unterkunft zu denken! Sie zogen also weiter, erklimmen auf kühnem Pfad die nächsten Gipfel, und siehe da! Auf einem Felsvorsprung, der die Ebene überragte, fanden sie eine Höhle. Von allen Seiten von Felsen umschlossen, bildete sie eine natürliche Festung, wie geschaffen, den Suchenden Schutz und Unterkunft zu gewähren...

Als die Schneeschmelze Flüsse und Bäche gänzlich vom Eis befreit, baute Erthel aus gefällten Baumstämmen ein Floss, dazu bestimmt, die ganze Familie mit Vorrat und Waffen bis an den Eingang des Tales zu schiffen. An einem schönen Tage verliessen sie leichten Herzens die unwirtliche Gegend und bezogen die neue Wohnstätte.

Das Leben ging weiter, als wäre nichts geschehen: die Männer zogen zur Jagd aus, Erthel ging seiner Fischerei nach, nur blieben die einen und die anderen längere Zeit abwesend, um das neue Gebiet gründlich zu erforschen.

Darauf hatte Gerda gezählt, als sie ihren kühnen Plan entwarf. Sie hatte ihre Feinde in die Nähe der Ebene gelockt, um die Möglichkeit einer Flucht in die Wirklichkeit umzusetzen.

Jedoch gab es noch Hindernisse zu überwinden: sie brauchte Erthels Schiff, um das heimatliche Ufer zu erreichen! Sie musste, zu diesem Zweck, Erthel unter einem glaubwürdigen Vorwand entfernen! Sie brauchte einen Verbündeten, der ihr, wenn auch unbewusst, zur Seite stand, und seine Kräfte für die schwere Ueberfahrt der Ebene mit ihren eigenen Kräften

paarte. Dazu hatte sie den jüngsten der Jäger, den Knaben Almen, auserlesen, der ihr schon lange in stummer Bewunderung zugetan war.

Der Zufall war ihr günstig...

Während einer längeren Abwesenheit der Männer hatte Ortus den jungen Almen als Hüter der Grotte zurückgelassen.

Gerda sieht in diesem Zufall einen Fingerzeig des Schicksals. Im tagelangen Zusammenleben soll es für sie ein Spiel sein, den ahnungslosen Knaben zum Werkzeug ihrer Pläne zu machen. Was ihre Schönheit, ihre Anmut begonnen, das soll ihre weichanschmiegende, zutrauliche Art vollends zur Reife bringen. Dieser schlanke Jüngling, der kaum der Kindheit entwachsen, steht ihrem Wesen näher als die «Anderen», diese rohen, ungeschlachten Männer. In diesem feurigen Knabenherzen sind die wilden Instinkte noch nicht erwacht; sie wird sie zu fesseln wissen, solange sie seine Hilfe braucht....

Ihrem Plane getreu, nähert sich Gerda dem Sechzehnjährigen schwesterlich freundlich, in gewollter Zutraulichkeit. Ihre kindlich frische Art entwaffnet sein Misstrauen; aus dem scheuen, trotzig Knaben wird ein föhlicher Gefährte, der sie stundenlang auf ihren Streifzügen begleitet, der bald nicht mehr von ihrer Seite weicht.

Und nun beginnt für die beiden eine wonnige Zeit: wie zwei Kameraden durchqueren sie Berg und Tal, immer der Sonne nach, deren erste Strahlen sie wecken, deren letzte Strahlen ihre Heimkehr begrüssen....

Was für Gerda zuerst nur ein Spiel sein sollte, ein leichtfertiges Spiel mit Almens Gefühlen, wird für sie selber verhängnisvoll. Des Knaben kindliches Vertrauen rührt ihr berechnendes, hasserfülltes Herz. Eine ihr bisher unbekannt, weiche Regung zieht

sie hin zu ihm; die schwesterliche Zuneigung, die sie zuerst nur heuchelte, sie empfindet sie jetzt in Wirklichkeit. Sie hat vergessen, dass Almen nur das Werkzeug ihrer Pläne sein sollte. In der Innigkeit ihres Herzens wünscht sie, er möge ihr als brüderlicher Gefährte folgen, freiwillig mit ihr in die Heimat ziehen!

Doch ist ihre Freundschaft noch zu jung, ihr Vertrauen noch zu neu, um ihn in ihre Gedanken, in ihre Hoffnungen einzuweihen....

Gerdas Lieblingsaufenthalt ist die waldbewachsene Bergeshalde, — der heute blutig berühmte, jetzt kalte Abhang des Hartmannsweilerkopfes, — von wo man, wie ein buntes Tuch, die Ebene übersieht; nicht die Rheinebene, wie wir sie heutzutage kennen, mit Dörfern und Städten besät, mit reifem Korn und satten Fluren! Nein! Die Rheinebene war dazumal ein Gewirr von Bächen und Wasserstrassen, Abflüsse vom Rhein, in deren Wellen der unvorsichtige Schiffer leicht in sein Verderben schiffen konnte.

Ueber die Ebene gebeugt, späht Gerda mit klarem, scharfem Blick nach allen Möglichkeiten ihrer Flucht. Scheinbar harmlos, befragt sie ihren Gefährten, der Erthel oft auf seinen Fischzügen begleitete, nach den Gefahren solcher Fahrten. Und Almen, seines jungen Wissens stolz, weist ihr, mit kundigem Finger, die gefahrdrohenden Stellen, die verborgenen Klippen, die Stromwirbel, welche das Schiff in die Tiefe ziehen, die Gegenströmungen, welche den Schiffer in nutzlosem Kampfe ermatten.

Gerda prägt jede Einzelheit, so unscheinbar sie auch sei, in ihr Gedächtnis ein, um sie zurückzurufen, wenn die Stunde der Erfüllung schlägt.

Jetzt hiess es nur noch, den günstigen Augenblick erfassen und sich Erthels Schiff aneignen.

Das Schicksal meinte es gut mit ihr und spielte ihr gleichsam den Glücksfall in die Hände.....

Ortus hatte die Spur einer gewaltigen Bärin entdeckt und wollte sie bis zu ihrer Höhle verfolgen, um die Jungen lebendig zu fangen. Diese Jagd war ein Wagnis, das vereinte Kräfte erforderte; und so musste Erthel dem Vater und dem Bruder die Hilfe seiner starken Arme leihen.....

Es war ein lichter, sonnenfunkelnder Tag, so recht ein Tag, um in trägem Kahn auf den kühlen Fluten zu treiben!....

Gerda, ausgelassen und fröhlich wie ein Kind, eilt der Bucht zu, wo Erthels Schiff festliegt, Almen, mit lustigen Sprüngen hinter ihr her! Wie im Spiel besteigt sie das Boot, wie im Spiel stösst sie ab vom Land, lacht mit blitzenden Zähnen ihrem Gefährten zu, der lässig im Nachen ausgestreckt, sich an ihrer Freude weidet.

Von der Strömung mitgerissen, gleitet das schlanke Schiff auf dem Wasser; Gerda steuert es mit geschickter Hand, die Hindernisse erspähend. Noch immer lächelt der Knabe Almen zu dem Spiel, in seliger Freude ob des schönen, sonnigen Tages, ahnungslos seinem Schicksal entgegentreibend.

Schneller, immer schneller eilt das Boot, der Bergeshang mit den tiefgrünen Wäldern, welche die heimatliche Höhle bergen, ist schon weit hinter ihnen, verschwimmt im blaugoldenen Sonnendunst; die Wellen werden wilder, reissen das Schiff vorwärts, spielend gurgelnd um sein Kiel.

Almen, plötzlich aus seiner Ruhe herausgerissen, schaut um sich, sieht das heimatliche Tal verschwinden, sieht das schäumende Glitzern des Rheins näher, immer näher rücken...

Mit einem Ruck, der das schwanke Boot erschüttert, steht er auf, fasst Gerda am Arm, schüttelt sie.



— Was machst Du? Wohin führst Du mich? —

Zorn, Entsetzen starren sie an aus seinen entstellten Zügen, eine nie gekannte Heftigkeit lässt seine Stimme erbeben. Wo sind die lachenden Knabenaugen? Wo ist das lebensfrohe Antlitz, auf dem sie, wie in einem offenen Buch, liebende Bewunderung las?

Wie ein Blitz durchzuckt sie der Gedanke: Zeit gewinnen, den Tobenden zur Ruhe bringen, denn jede heftige Bewegung kann das Schiff scheitern lassen; schon schwankt es bedenklich....

Gerda nimmt all ihre Kraft, all ihren Willen zusammen. Sie schaut den Gefährten an; tief senkt sich ihr beredter Blick in den seinen, flehend, werbend. Nie hat er bisher diesen Augen widerstanden.

Aber heute, in diesem Schicksalsaugenblick, versagt ihre Macht!

Almens Hand umschliesst ihren Arm mit eisernem Griff, seine Finger krallen sich in ihr Fleisch, so dass sie Mühe hat, das Ruder festzuhalten. Das ist kein Spiel mehr, kein lockendes, kindliches Spiel, das ist Ernst, bitterer, blutiger Ernst!

Was sie aus diesen so wohlbekanntem Zügen angrinst, das ist die unerbittliche Grausamkeit der « Anderen », jener rohen Männer, die sie geflohen!

Alle wilden Triebe, die in des Jünglings Herzen noch schlummerten, sie sind entfesselt; kein Bitten, kein Flehen wird ihren gewaltsamen Strom dämpfen. Hier heisst es: siegen oder unterliegen! Es geht um ihre Freiheit, es geht um ihr Leben! Koste es, was es wolle, sie wird darum kämpfen, in blutiger Not sie verteidigen...

Das Schiff, von einem Wirbel mitgerissen, dreht sich bedenklich, fängt an zu kreisen. Mit übermenschlicher Kraft reisst Gerda ihren Arm aus dem

sie umkrallenden Griff, fasst das Ruder mit beiden Händen, stemmt sich mit aller Gewalt dagegen, um das Schiff wieder auf seine Bahn zu bringen. Darauf hat Almen gewartet, auf diesen Augenblick, in dem alle ihre Sinne aufs höchste gespannt sind, um sich auf sie zu stürzen und ihr das Ruder zu entreissen.

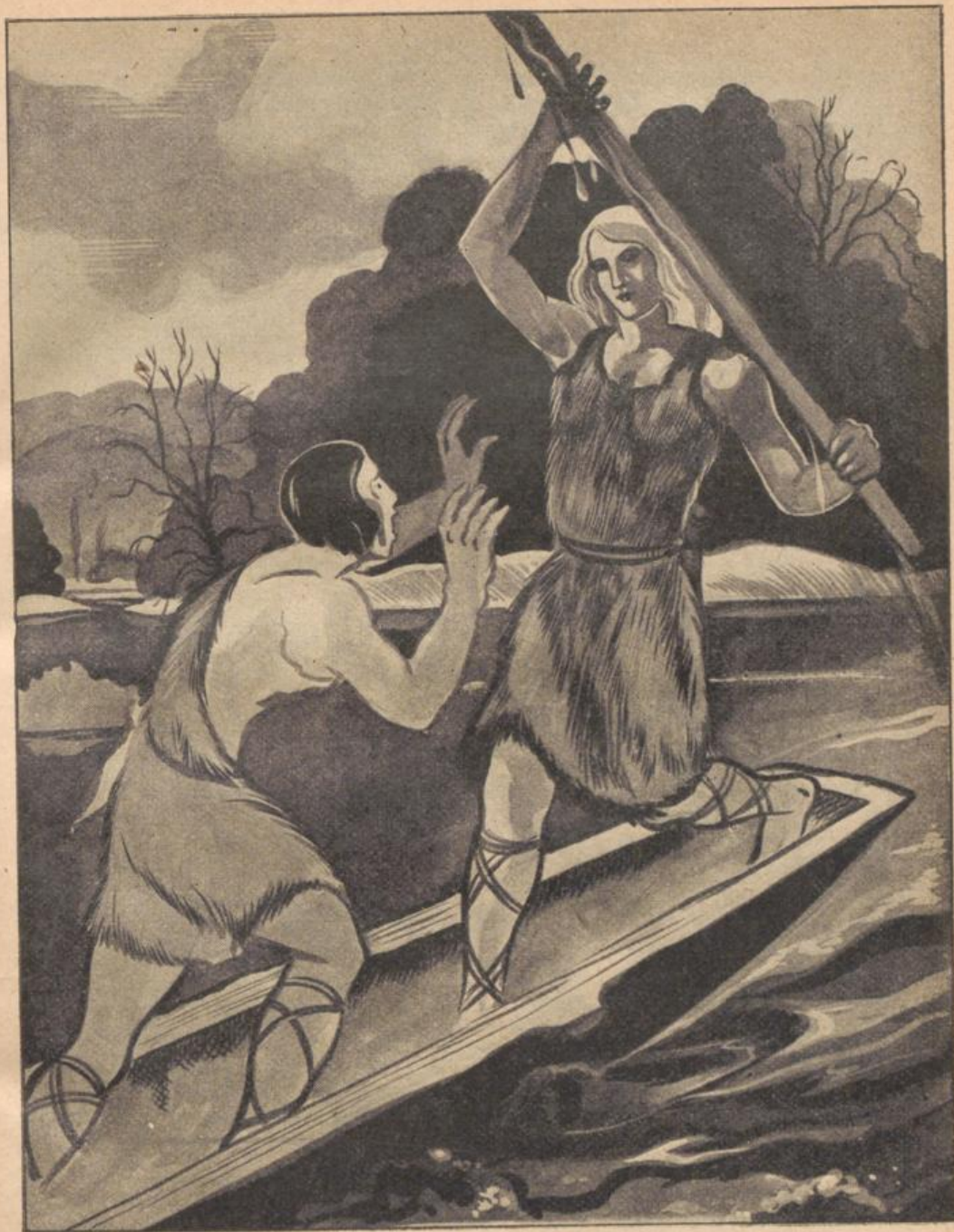
Aber Gerda hat seine Absicht erraten! Sie wendet sich jäh um, so dass ihr Gegner ins Leere greift. Heftig kippt das Schiff, legt sich drohend zur Seite. Es geht jetzt um Tod und Leben! Blitzesähnlich, wie in einem Traumbild, sieht Gerda ihre Niederlage: die Rückkehr ins feindliche Land, alle Qualen ewiger Knechtschaft... das grausame Spiel zügelloser Rachel... der langsame, qualvolle Tod!... Nein! niemals! Lieber hier, auf der Stelle sterben, lieber schmachvoll untergehen; alles, nur nicht zurück in die Gefangenschaft!..

Mit der Kraft der Verzweiflung packt sie das schwere Ruder. Wie eine Furie steht sie da, drohend, furchterregend, unheimlich schön in ihrer entfesselten Todeswut. Almen steht wie gebannt, starrt sie an aus weitgeöffneten Augen als stünde eine Rachegöttin vor ihm...

Und während er sie anschaut, hebt Gerda das wassertriefende Ruder hoch über ihr Haupt... ein Zögern, ein unmerkliches Innehalten... und zum Schlag ausholend, lässt sie die schwere Stange auf Almens Haupt niedersausen...

Ein unterdrückter Schrei, ein dumpfer Fall!... Blut spritzt auf, benetzt ihre Hände...

Kaum ist die schreckliche Tat geschehen, so kommt Gerda zur Besinnung. Was hat sie getan? Da liegt Almen zu ihren Füßen, blutüberströmt, mit gebrochenen Augen. Gerda möchte niederknien neben die-



... Und während er sie anschaut, hebt Gerda das wassertriefende Ruder hoch ...

sem leblosen Körper, möchte dieses blutende Haupt in ihren Schoss betten.

Zu spät! Das Schiff wankt unter ihren Füßen; durch die heftigen Bewegungen, durch den Fall des schweren Körpers erschüttert, droht es umzukippen; und will Gerda nicht ein Opfer der tückischen Fluten werden, so muss sie alle ihre Kräfte aufs Spiel setzen, um das schwankende Fahrzeug in ruhigere Bahnen zu lenken. Mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers stemmt sie den Nachen gegen die Strömung, bringt ihn wieder ins Gleichgewicht, lenkt ihn dem Strande zu.

Endlich! endlich! erblickt sie das rettende Ufer, steuert darauf zu.... landet auf heimatlicher Erde.

Aber wo ist die stolze Freude, die ihr Herz in Wonne erbeben liess bei dem Gedanken der Freiheit? Wo ist der Siegeschrei, der schon auf ihren Lippen zitterte in der Vorahnung überströmender Lust?

Gerda kniet im Ufersand neben der leblosen Gestalt, die sie aus dem Schiff hierher geschleppt. Unermüdlich gleiten ihre Hände über die starren, blutverwischten Züge; und während sie in den gebrochenen Augen nach einem Lebensfunken späht, will ihr Herz in Wehmut zerfliessen, in Mitleid um dieses junge Leben, das sie opfern «musste»!

«Musste»! denn sie weiss es genau: hätte sie nicht in raschem Entschluss gehandelt, so läge «sie» jetzt leblos, zerschmettert im tiefen Wasser, oder — und sie zittert bei dem Gedanken! — er hätte sie zurückgeschleppt, einem noch schmachvolleren Tode entgegen!

Gerda schüttelt diesen Gedanken ab; wie dem auch sei, hier liegt das einzige Wesen, das je ein weicheres Gefühl in ihrem Herzen aufgelöst, liegt hier, durch ihre Schuld, von ihrer Hand getötet!....

So fanden sie ihre Volksgenossen: die Sonne stand schon abschiednehmend über den Bergen, in blutroter Pracht den Abendhimmel entzündend, und noch immer suchte Gerda, über den Toten gebeugt, in den starren Zügen einen Widerschein des Lebens.

Die blonden Recken brachten die so heiss Vermisste im Triumphe heim; und das Leben, jenseits des Rheines, lief weiter, als hätte Gerda nie in harten Stunden der Gefangenschaft die verzweifelte Sehnsucht nach Freiheit gekannt.

«Eine» Erinnerung nur blieb lebendig: die Erinnerung an den kindlichen Gefährten, der ihrem Herzen so nahe gestanden.... und den sie getötet hatte!

Dieser Gedanke liess sie nicht los, trübte ihr die Freude an der wiedergefundenen Heimat, vergiftete ihre Seele mit Rachedgedanken. Und als ihre Stammesgenossen beschlossen, rächend den Rhein zu überschreiten, um die fremde Brut zu vertilgen, jubelte sie dem Plane zu und übernahm selbst den Befehl ihrer treuen Krieger.

\*\*

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Am Abend vor dem Auszug, als Gerdas Mannen ihre letzten Vorbereitungen trafen, färbte sich der Himmel, jenseits der Ebene, blutig rot.

Die waldige Bergeskuppe, welche die Höhle des Feindes barg, stand in Flammen. Mit gewaltiger Wucht griff die Glut um sich, züngelte den Hang herab, bis zur friedlich ruhenden Ebene, streckte fackelnd ihre gierigen Arme dem Abendhimmel zu....

\*\*

Als Ortus und seine Söhne, bei ihrer Heimkehr, die Flucht Gerdas, das Verschwinden Almens entdeckt hatten, tobte Erthel in blinder Wut. Ein ein-

ziger Gedanke beherrschte seine Sinne: den Fliehenden nachzusetzen, sie einzuholen, sie zurückzubringen... tot oder lebendig! Und wenn ein gütiges Geschick sie ihm lebend auslieferte, Rache zu nehmen, blutige Rache für sein missbrauchtes Vertrauen.

Ortus, dessen erfahrenes Alter die Wagnisse eines solchen Unternehmens richtig einschätzte, hielt ihn fast mit Gewalt zurück.

Erthel gab scheinbar nach; aber im geheimen arbeitete er an der Anfertigung eines neuen Bootes, von dem Gedanken getrieben, die Schuldigen zu strafen, und sollte er dafür mit seinem eigenen Leben zahlen!

Da beschloss Ortus, mit den Seinen dieses Land zu fliehen, dem schon eines seiner Kinder zum Opfer gefallen.

Um jeden Rückzug abzuschneiden, blieb ihm nur ein Mittel übrig: er musste diese Stätte, die ihnen so unheilvoll geworden, vernichten. So zündete er ein grosses Feuer an; im sommerdürren Holz hatte es schnell um sich gegriffen, und bald war der ganze Wald ein einziges Flammenmeer.

Die Feuersbrunst dauerte Tage und Nächte; als sie endlich erlosch, war der stolze Wald verschwunden und mit ihm jede Spur der Tragödie, die sich hier abgespielt. Aus den verkohlten Stämmen ragte nur noch eine Felsen-Gruppe hervor, vom Rauch geschwärzt, von den Flammen versengt.

Lange trotzten diese Steine der Zeit und dem Unwetter, aber die ewig-schaffende Erde erschütterte die Berge, verschlang die Felsen in ihrem geöffneten Schlund, schloss sich wieder über diesen Zeugen einstiger Barbarei.

Junges Grün spross über den kaum verheilten Wunden, bedeckte sie schützend mit weicher Hand; schüch-

tern keimten die ersten Schösslinge, wuchsen, wurden zu Bäumen, deren saftstrotzende Aeste der Sonne zustrebten. Und der friedliche Wanderer, welcher heutzutage über schwellendem Moos dem glorreichen, blutdurchtränkten Hartmannsweilerkopf zu pilgert, ahnt nicht, dass sein Fuss die Stätte betritt, wo einst Gerda, die blonde Rheintochter, mit sehnsuchtsvollem Herzen der Freiheit entgegenträumte!

GABRIELLE ÉSTAY.

Er hat Recht. — Der Samuel Duftreich kommt in einen Wurstladen, ruft sich denn Meister und sagt erregt: « Ihre Worscht, Meesterleben, war aber gornix zum Essen, und Se hoben se m'r doch empfohlen so warm. » « Ja », sagt der Meister, « haben Sie sie denn auch warm gegessen? » « Na », sagt der Samuel Duftreich, « ich hab' se gegessen kalt. » « Nu warum das? » erwidert der Fleischer; « da ist's kein Wunder; ich hab' sie Ihnen doch warm empfohlen. »

\*\*

Gegenseitigkeit. — Rentier: « Gegen Ihre Verbindung mit meiner Tochter habe ich nichts einzuwenden, aber ich sage Ihnen schon im voraus, vor meinem Tode bekommt sie keinen Centime. Wie denken Sie darüber? » — Arzt: « Erlauben Sie mir, Sie erst einmal zu untersuchen? »

\*\*

Ein guter Christ. — Ein Jude lässt sich evangelisch taufen, wird aber bald darauf katholisch. « Warum biste nich gleich gegaunge zu de Katholischen? » fragt ihn ein Freund. Darauf sagt der Katholik: « Dorum, wenn ich wer gefrogt, was ich war früher, ich sagen kann: Protestant. »

## In Saint-Jean-de-Losne vor 300 Jahren.

Unveröffentlichte Erzählung.

(Mit einer grossen Abbildung.)

**I**m Jahre des Heils 1636, als Ludwig XIII. König von Frankreich und Navarra war und Kardinal Armand Jean Duplessis de Richelieu sein Minister, befand sich das Städtchen Saint-Jean-de-Losne, das an der Saône gelegen ist, gleichzeitig an der Grenze des Königreichs, da die Franche-Comté noch zur Krone Spaniens gehörte. Saint-Jean-de-Losne, auf der burgundischen Uferseite des Flusses, über welchen eine steinerne Brücke führte, hatte gewissermassen viel Ähnlichkeit mit der derzeitigen Lage Strassburgs. Die Stadt hatte — allerdings alte und schlecht unterhaltene — Festungswerke; es war sogar die Rede gewesen, dieselben abzutragen; glücklicherweise hatte man diesem Plan keine Folge gegeben, und somit bewachte die Stadt immer noch die Hauptstrasse vom Jura nach Dijon.

Die Häuser waren dicht aneinander gebaut und nur selten drangen einige Sonnenstrahlen bis in die engen, gepflasterten Gässchen, inmitten derer laufendes Wasser Schmutz und Kehricht in die Saône führte. Die Erdgeschosse waren noch dunkler wegen der vorstehenden anderen Stockwerke, was heute noch sichtbar ist. Dort konnte man im Trockenen gehen und mit Musse die Schaufenster der Läden betrachten: Tuchhändler, Goldschmiede, Sattler, Tapezierer, welche meist die Hauptgasse bewohnten, die vom Tor von Dijon zur Saône-Brücke führt.

Ungefähr in der Mitte dieser Gasse wohnte ein Tuchhändler, Jean Dumay; seine schöne Ware entzückte die Damen und jungen Herren. Letztere hielten sich aber auch gerne vor dem Schaufenster auf, in der Hoffnung,

Catherine, die älteste Tochter des Händlers, zu erblicken, die vor einigen Tagen 18 Jahre alt geworden war und für das schönste Mädchen des Städtchens galt: blondgelocktes Haar und graublau Augen! Mehrere junge Leute suchten ihr näher zu kommen, denn ausser ihrer Schönheit besass die Hübsche noch eine grosse Mitgift; sie hatte bereits zwei Verehrer abgewiesen, und ihr Vater war bekümmert ob dieser « Körbe », denn es waren die Söhne hochangesehener Leute. Das reizende Fräulein Dumay hatte aber eine stille Verehrung für Gaston Pelletier, den Sohn des Staatsanwaltes; er ging oft am Schaufenster des Tuchhändlers vorbei, mit dem er sich gerne unterhielt, zumal auch er für dessen Töchterchen eine heimliche Liebe hatte; kam er am Laden vorbei oder unterhielt er sich mit dem Tuchhändler, so fand auch die Schöne einen Grund, um zu erscheinen; auf den Bällen tanzte er mehr mit Fräulein Dumay als mit den anderen Mädchen: das war aber auch alles, was er sich erlaubte, denn er hatte ein Verhältnis mit der Frau des Hufschmiedes Ponce, der als ein roher Mensch im ganzen Städtchen galt; und während seine bessere Eehälfte im ersten Stock mit Handarbeiten beschäftigt war, schlug er auf dem Amboss die glühenden Eisen zurecht und verpestete die ganze Nachbarschaft, wenn er sie auf den Hufen anbrachte. Es war eine Arbeit, die Durst gibt! und unser Schmied trank gerne und oft; wenn er des Guten zuviel gegossen, so kam es stets zu Zwistigkeiten, wobei seine Frau dann in Kontakt kam mit den mächtigen Fäusten und Armen ihres Herrn Gemahls. Kein Wunder, wenn sie daher

das Geplauder des jungen, hübschen Advokaten vorzog, der bei eintretender Dunkelheit, ungesehen, sich ins Haus schlich, währenddessen das Feuer in der Schmiede lustig flackerte und die umliegenden Häuser erhellte.

Die Traubenernte war besonders schön in diesem Gnadenjahr 1636; wie bei uns im Elsass, ist sie auch in Saint-Jean-de-Losne Grund zu freudiger Stimmung und gibt Anlass zu mancher « Freiheit »! Alles ist in den Reben; die jungen Leute sind sehr beschäftigt... hinter den Rebstöcken der Liebsten süsse Worte zuzuflüstern. Gaston Pelletier hatte doppelte Arbeit: bei der schönen Madame Ponce und beim reizenden Fräulein Dumay! — Ueberall hörte man lachen und singen in den ansteigenden Weinbergen ringsum, wo eiligst die schweren Trauben abgeschnitten wurden. Nur hier und da sah man von den gebückten Werkleuten einen Kopf aus dem Laube empor tauchen. — Sie ahnten nicht, die fleissigen Arbeiter, die lustigen jungen Sänger, dass die fröhlichen Lieder bald durch Trommelwirbel ersetzt würden.

Während der Herbst zu Ende ging und die lustigen Bewohner von Saint-Jean-de-Losne allmählig ihre tagtägliche Arbeit wieder aufgenommen hatten, hatte der Herr Kardinal gegen das Haus Oestererich eine grosse Koalition zustande gebracht. Trotz seines geistlichen Standes hatte er nicht gezögert, sich mit den schwedischen Protestanten, mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel und mit den Holländern zu verbünden; auch beim König von England, Jacob Stuart, hatte er einen Verbündeten erhofft; aber dieser hatte geantwortet: « Am Tage, an welchem die Häfen Flandern angegriffen werden durch die Verbündeten, werden eine englische Flotte und Armee die « Dünen » besetzen », worauf der Kardinal an unseren Gesandten zurückschrieb: « Der König (von England) wird bald erfahren, dass ich nicht zu verachten

bin », und bereits einige Wochen später schon, brach in Schottland ein Aufstand der Presbyterianer aus. Nachdem er sich auf diese Weise Verbündete oder Neutrale gesichert hatte, erklärte der Kardinal den Spaniern den Krieg, angeblich weil sie den Bischof von Trier ausgewiesen hatten; nach einigen Erfolgen in den Niederlanden konnte man jedoch feststellen, dass die militärische Ausbildung keineswegs so gründlich wie die diplomatische war!

Die Spanier gingen nun ihrerseits zur Offensive über, warfen die Nordarmee auf die Picardie und die Kaiserlichen überschritten die Saône oberhalb von Saint-Jean und drangen in die Bourgogne ein; Kardinal de La Valette ward durch den Kardinal-Minister ernannt, um sich diesem Eindringen entgegenzusetzen; er schlug sein Lager in der Nähe von Dijon auf.

Dies gab selbstredend eine grosse Aufregung in Saint-Jean-de-Losne. Die Garnison war nur 150 Mann stark und ihr Kommandant, M. d'Ailly de Saint-Pont, erklärte kategorisch, dass man mit einer solch geringen Garnison und so elenden Mauern einer Attacke nicht widerstehen könne.

Musste sich also das Städtchen einfach, ohne zu kämpfen, ergeben? Dies fand keinen besonderen Beifall bei den guten Burgunder Bürgern, die stolz auf ihre Stadt und dem König ergeben waren. Sie ahnten wohl, dass die Brücke den Kaiserlichen des H. de Galles von grossem Nutzen sein würde; man liess die Läden und Werkstätten im Stich, um sich unter den Haustüren zu beraten, und im allgemeinen war man der Meinung, dass die Ansicht des M. de Saint-Pont keine besonders heldenmütige war. Er wollte, sagte er, der Stadt die Greuel einer Belagerung ersparen. Wohl, aber die Besetzung, obschon sie vielleicht weniger schlimmere Folgen für Hab und Gut der Bewohner und die Frauenehre hätte,

würde nichtsdestoweniger angenehm sein.

Catherine mischte sich nicht in die Gespräche; bei Tisch jedoch, wenn die Familie versammelt war, hatte sie das Recht, ihre Ansicht zu äussern und riet ihrem Vater, jene zu unterstützen, welche dem Feind Widerstand leisten wollten. Die Mutter erhob energischen Protest gegen solche Tollheit; Catherine aber und ihr junger Bruder, welche begeistert und mutig waren, beschämten sie und Vater Dumay wusste nicht, wem er beistimmen sollte.

Am 26. Oktober kamen Bauern aus der Umgegend mit ihren Fuhrwerken, mit spärlichem Hab und Gut beladen, und ihren Kindern. Sie verkündeten, dass die Kaiserlichen herankämen und in ihrer Angst übertrieben sie deren Zahl, Disziplin und kriegerische Heldentaten. Im Städtchen gab es selbstredend sofort ein gewaltiges Durcheinander; die Angsthasen waren rasch mittelst Wagen oder sogar Mauleseln verschwunden; sie schleppten Gold und Silber, Wertsachen, Frau und Kinder mit. Auch Madame Ponce, die Frau des Schmiedes, verduftete in Begleitung ihres Bruders und ihrer Schwägerin. Sie hatte heimlich Gaston Pelletier verständigen können, der sie — wie zufällig! — antraf; heimlich sagte sie ihm: «Komm' mit!» Es war ja eine verlockende Einladung! Aber was würde man von ihm, von seinem Vater, dem königlichen Staatsanwalt, sagen? — So begleitete er sie nur bis zum Macon-Tor, wo er Abschied nahm.

Inzwischen hatten sich, auf Ersuchen der Schöffen und des Rates de Tonlorge, Advokat des Königs, die Honoratioren auf dem Bürgermeisteramt versammelt. Ohne den Wankelmütigen Zeit zu lassen zu sprechen, hatten die Wackersten ihren Willen bekannt gegeben: auszuhalten! Und einer von ihnen hatte sich sogar an den Hauptmann de Saint-Pont gewandt und ihm gesagt:

«Herr Hauptmann, wenn Sie sich zurückziehen wünschen, bitte, wir wollen Sie nicht daran hindern...» Er rötet antwortete der Offizier: «Ich denke, Sie machen Spass, mein Herr; was ich sagte, war wohlgemeint, um der Stadt die Greuel einer Einnahme zu ersparen. — Haben Sie Waffen? — Es sind welche hier, die man ihnen sofort verteilen wird.» — Meister Philibert Michelot meinte, man müsse unverzüglich den Herrn Kardinal de la Valette benachrichtigen, damit er ihnen zu Hilfe eile. Meister Dumay erbat sich als Bote, worauf die Einwendung gemacht wurde, er sei ein guter Schütze und Familienvater und es wäre besser, einen jungen Burschen zu entsenden, der auch leichter und rascher ans Ziel gelangen würde. — «Wohl denn! Ich werde einen der Meinigen damit beauftragen...», meinte der Tuchhändler; und die Mission war seinem Sohne Jacques Dumay anvertraut, der 14 Jahre alt war.

Wackeren Schrittes, freudig und stolz zog er längs der Strasse nach Dijon hin; er schlich sich geschickt an den äusseren Befestigungswerken entlang und als man ihn noch kaum sehen konnte, schwenkte er nochmals seinen grossen Filzhut...

Tags darauf — den 27. Oktober — regnete es den ganzen Vormittag; gegen Mittag heiterte sich der Himmel etwas auf und man konnte die ganze kaiserliche Armee, ca. 30 000 Mann, in Reih und Glied aufgestellt zwischen der Saône und dem Gebirge, erkennen; oben, auf der Strasse von Dijon, die deutschen Landsknechte mit ihren Musketen und die lange Reihe der Kanonen mit ihren Gespannen; weiter unten, zwischen dem Wäldchen von Langonge und der Saône, die Kavallerie mit ihren mächtigen Säbeln und Lanzen. Der stolze Doppeladler war leicht erkenntlich auf den Fahnen der Landsknechte und den Kavalleriestandarten.

Ein Herold trat näher, begleitet von einem Trommler und einem Kavalleristen mit weisser Fahne. In unmittelbarer Nähe des Tores angelangt, vernahm man den Trommelwirbel und der Herold verlas folgende Proklamation des Generals Gallas . . .

« . . . fordere Sie auf und ersuche als Kommandant der Feste Saint-Jean-de-Losne und auch Sie, meine hochverehrten Herren Schöffen, Bürger und Handwerker, die Tore der Stadt zu öffnen und Seiner Kaiserlichen Majestät alle Kriegsvorräte, Munitionen, Schiesspulver, die sich in der Stadt befinden, zu übergeben; es wird sodann keinerlei Schaden, weder an Ihren Personen noch Gütern angetan werden und die Garnison erhält freien Abzug. Andernfalls wird die Bresche geschlagen werden, es erfolgt der Ansturm und die üblichen Folgen . . . ! »

Ein Schauer durchlief beim Verlesen der Proklamation die auf den Festungswällen versammelten Bürger: die Antwort sollte vor 6 Uhr Vormittags am folgenden Tage erfolgen. Und wieder erscholl der unheimliche Trommelwirbel durch die Stadt, die Reben, das Tal. Kaum verschollen, ruft dann schon die grosse Glocke — ebenso unheimlich — die Bürger zu den Waffen.

Als an jenem Abend die Familie von Meister Dumay sich um den eichenen Tisch versammelt hatte, wo ein Platz leer geblieben war, bemächtigte sich aller Anwesenden ein begreifliches Angstgefühl: was würde aus dem entschlossenen Jungen werden, der am frühen Morgen aufgebrochen war? Könnte er seinen Brief übergeben und wie würde er zurückkommen können? Andererseits hatte er vielleicht auch das Glück, von allen fünf Familienmitgliedern, am besten beschützt zu sein? Und was würde aus ihnen selbst in 48 Stunden werden, aus dem schönen Esszimmer mit seinen Holzverzierungen, aus dem herrlichen Zinn- und Por-

zellangeschirr, aus der Frau von Meister Dumay, die noch recht frisch und jugendlich aussah und einem Landsknecht den Kopf verdrehen konnte? Und dann erst aus Catherine, dieser lieblichen Rosenknospe?

Da tags darauf Herr de Gallas keine Antwort erhalten hatte, fiel um 6 Uhr morgens der erste Kanonenschuss; da etwas zu kurz, rollte die Kugel in den Wallgraben; aber es folgten andere, besser gezielte, die einigen Schaden an den äusseren Festungswerken anrichteten, einen Soldaten und zwei Bürger verwundeten; die Mauern zeigten bereits an mehreren Stellen starke Risse.

Bei hereinbrechender Dunkelheit setzte Regen ein, der fast die ganze Nacht andauerte: das war eine Wohltat für die Verteidiger, die ihn als Zeichen des Himmels deuteten. Die feindlichen Batterien standen zwei Fuss unter Wasser und die aus den Ufern getretene Saône hatte die ganze Umgegend überschwemmt. Dennoch setzte die feindliche Artillerie wieder kräftig ein; eine Kugel flog ins Haus von Meister Verderet und tötete dessen Frau.

Gegen Abend zog Jean Dumay auf seinen Posten auf dem Walle; seine Tochter brachte ihm zu essen, ungeachtet der grossen Wasserpfützen, die ihre Schuhe und Kleider beschmutzten; er wollte das Mädchen sofort wieder heimschicken, aber es setzte sich zu ihm an eine etwas geschützte Stelle. Catherine schaute über die Brustwehr nach dem feindlichen Lager, wo zahlreiche Feuer angezündet waren; der ganze Horizont schien in Brand gesteckt, es war geradezu unheimlich; am Fusse der Mauer plätscherte das Wasser. In diesem Augenblick kam Herr Jean Pelletier, der Staatsanwalt, vorbei, hielt sich einen Augenblick bei Vater Dumay und seiner Tochter auf, und als er nach Hause kam, erzählte er seiner Frau und seinem Sohne:



«... ja sogar einem hübschen jungen Mädchen bin ich auf den Wällen begegnet! Es war Catherine Dumay, die ihrem Vater Gesellschaft leistete...»

Am andern Tag, 30. Oktober, stürzte bereits eine Steinmauer unter dem konzentrierten Feuer der 22 Kanonen zusammen; es entstand eine grosse Bresche von etwa 36 Fuss und die ins Wasser gestürzten Steine würden jetzt noch den Uebergang erleichtern. Während der Nacht ward ein Pulverfass an den Fuss der Bresche geschoben und mit einem langen, bis an die Brustwehr reichenden Docht versehen; bei Tagesanbruch nahmen alle kampffähigen Männer auf der Brustwehr neben der Bresche Stellung; man hatte auch die Garnison des Vorpostens an der Strasse nach Dijon verstärkt.

Als Jean Dumay seine Wohnung verliess, um sich auf seinen Posten zu begeben, war Catherine in kurzem Röckchen, mit warmer Kleidung und soliden Schuhen zu ihrem Vater gekommen: «Ich gehe mit Dir!» meinte sie entschlossen. Vater Dumay vermochte nicht, sie von ihrem Vorhaben abzulenkten; sie würde seine Flinte laden und ihm behilflich sein, wenn ihm sonst etwas passieren sollte.

Sie kamen bei Tagesanbruch an die Wälle; es war ein trüber, kalter Morgen; zahlreiche Wolken zogen am Himmel und das erste Herbstlaub flog im frischen Winde davon; die Feuer des feindlichen Lagers erloschen nach und nach. Da wurde zur Attacke geblasen und getrommelt! Unheimliches Gefühl! Zahlreiche Geschosse flogen über die Brustwehr; eines derselben riss dem Wirt, der neben ihnen stand, den Kopf weg. Auf einmal merkte Catherine, dass Gaston Pelletier neben ihrem Vater stand und ihm freundlich zunickte; er trat näher: «Guten Tag, Catherine... es ist nicht Ihr Platz hier!» — «Guten Tag, Gaston, mit Ihrer Erlaubnis werde ich dennoch hier bleiben...»

und es hätte ihr Leid getan, wenn sie hätte abziehen müssen!

In dichten Kolonnen rückten nun die Fusstruppen näher und sangen eine lustige Weise; auch schleppten sie Leitern und Granaten mit. Da ertönt ein kurzer Befehl und von der Brustwehr herab knatterten die wohlgezielten Schüsse der Verteidiger und streckten die ersten Angreifer nieder. Victor Dumay reichte seine Waffe der flinken Tochter, die das Pulverhorn bereit hielt; sobald das Gewehr wieder geladen war, feuerte er es ab; aber schon sprangen die Angreifer in den Graben und warfen Granaten; da ward die Zündschnur angesteckt und das Pulverfass flog in die Luft. Catherine war stark erschrocken und hatte einen Schrei ausgestossen. Gaston Pelletier eilte herbei und frug, ob sie verletzt sei, was sie verneinte und ob ihres erlittenen Schreckens stark errötete.

Die Explosion hatte einiges Wanken in der Sturmkolonne zur Folge; die Verteidiger benutzten diese Gelegenheit, um von neuem in den Haufen zu schiessen; die Schöffen Pierre Desgranges und Pierre Lapre, Hauptmann d'Ailly de Saint-Pont eilten von einem zum andern, stärkten deren Mut und ersetzten eine Weile die Gefallenen.

Das angegriffene Bollwerk hielt sich tapfer und da man es noch mit einigen Kanonen verstärkt hatte, so war seine seitliche Beschiessung äusserst gefährlich und hinderlich für die Angreifer.

Und während all diesem Getöse musizierten dennoch die feindlichen Spieler immer weiter. Da vernahm man auf einmal andere Trommelschläge und anderes Trompetenblasen: M. de Saint-Pont griff zur Gegenattacke mit der Hälfte seiner Kompagnie, das heisst 80 Mann, die er in Reserve hielt. Im Nu hatte sie die Bresche überschritten, rannte den Wall hinunter, stampfte

... sie  
... die  
... eine  
... Lei-  
... ein  
... wehr  
... elten  
... kten  
... Du-  
... nken  
... erit  
... aden  
... schon  
... aben  
... die  
... Pul-  
... war  
... inen  
... etler  
... letzt  
... s er-  
  
... nken  
... die  
... ren-  
... n zu  
... Des-  
... mann  
... inem  
... und  
... en.  
... hielt  
... mit  
... 80  
... anz-  
... r die  
  
... etöse  
... iehen  
... man  
... e und  
... Saint-  
... t der  
... st 80  
... m Nu  
... ritten,  
... mpfte



... Währenddem Catherine das Gewehr lud, warf Pierre Dumay Steine auf die Angreifer.

durch Wasser und Blut über die Sterbenden und war rasch auf der anderen Seite, wo sofort ein schreckliches Handgemenge entstand. Mutig schaute Catherine über die Brustwehr auf das rasende Gemetzel, das sie derart fesselte, dass sie sogar nicht einmal die Grenel, die zerschlagenen Köpfe, die hinsinkenden Soldaten und das Wutgeschrei um sich herum merkte.

Da fing es an zu regnen; es regnete in Strömen. Gallas sah ein, dass er den Kampf für heute verloren hatte; die Musik hörte auf, nur die Trommel schlug zum Rückzug. Da vernahm man auf den Festungswällen einen unsäglichelichen Freudentuschel, der sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitete: «Es lebe der König!»

Catherine stiess ihn ebenso begeistert aus; und sei es aus Rührung, sei es, dass sie auf dem nassen Boden ausglitt, sie fiel zu Boden. Ihr Vater war viel zu viel mit dem Anblick des endenden Kampfes beschäftigt, so dass er gar nicht seine Tochter hinfallen sah; aber Gaston Pelletier wachte... nicht auf den Feind! und eilte herbei. Er hob Catherine in seine Arme, führte seine mit vortrefflichem Burgunder gefüllte Feldflasche an ihre Lippen und der wohlthuende Trunk brachte rasch die rosigen Farben auf ihre Wangen, die mit Schmutz bespritzt waren; und liebevoll schaute sie in das Antlitz ihres Waffenbruders...

Bei hereinbrechender Dunkelheit übernahm der junge Advokat seine Wache auf dem Walle. Er war fröhlicher Stimmung, ob des erledigten Dienstes, stolz dem Tode entronnen zu sein und vielleicht noch mehr des Glücksgefühles, das er in seiner Brust verspürte und woran jedenfalls die hübsche Tochter des Tuchhändlers schuld war! —

Am Fusse des Walles erschienen jetzt vereinzelte Soldaten der Kaiser-

lichen, die unter dem Schutze der weissen Fahne die Verletzten und die noch zahlreicheren Toten aufhoben und abtransportierten.

Bevor er nochmals zum Ansturm kommandierte, erliess der österreichische General wieder einen Aufruf an die Stadt, begleitet von betäubendem Trommelwirbel; er gab bekannt, dass wenn die Stadt eingenommen würde, sämtliche anwesenden männlichen Bewohner niedergestochen, die Frauen und Mädchen aber den Soldaten übergeben würden. Die Bürger versammelten sich am Saône-Tor, um zu beratschlagen; aber die Herzen waren voller Hoffnung noch durch den Erfolg des vorherigen Tages, und wenn Stimmen zu Gunsten einer Kapitulation laut wurden, so waren sie gleich wieder verstummt.

Damit aber die Nachkommenschaft erfahre, auf welche Weise dieser Entschluss gefasst ward, beschlossen die Stadthonoratoren, denselben schriftlich niederzulegen, damit man auch die Namen derer kenne, die sich bis zum äussersten aufgeopfert, sowie diejenigen, die man als Feiglinge betrachten sollte. Da der Stadtsekreter krank war, vertrat ihn sein Ersatzmann, der die Redaktion des Schriftstückes vornehmen sollte; wir sehen ihn am Tische des Wachtpostens beim Saône-Tor sitzen, wo noch die Brotreste der Mannschaft umherliegen. Dumpfe Luft in dem niedrigen Lokal, wo nunmehr alle Honoratoren versammelt sind, dicht aneinandergedrängt, mit warmen Kleidern und grossen, vom Regen durchtränkten Schlapphüten, die müdesten auf ihr Gewehr gestützt; auch einige Verwundete haben sich eingefunden. Die Minuten vergehen und der vom Feind festgesetzte Augenblick rückt näher. Die Gänsefeder kritzelt schnell unter dem Diktat eines der Schöffen:

«Wir, Pierre Desgranges und Pierre Lapie, Schöffen und gewöhnliche Richter der Stadt und Gemeinde von Saint-Jean-de-Losne, sind heute den 2. November versammelt in Gegenwart unserer nachbezeichneten Mitbürger H. Michel de Toulorge, Rat des Königs; H. Jean Pelletier, Staatsanwalt des Königs; die ehrbaren Claude Martenne, Jean de Lettre, Jean Dumay, Etienne Robin, François Verderet, Benigne de Villebichot, Philibert, Michelot, Claude Barn, Benigne Ramaille und Antoine Pusin, die zu den Stadthonoratoren genannter Gemeinde gehören; wir wollen uns rasch entschliessen betreffs des Belagerungszustandes, der über uns verhängt worden ist und des Ansturms der Truppen des Kaisers, der Könige von Spanien und Ungarn und des Herzogs Karl, den wir gestern zurückgeschlagen haben, ungeachtet dessen ein zweiter Herold vor ungefähr einer Stunde abermals erschien, um die Stadt zur Uebergabe zu fordern, sich ihrer Macht und Autorität zu unterwerfen; zumal andererseits auch die feindlichen Kanonen eine Bresche geschlagen und die Wälle zertrümmert, so dass der Feind unaufhörlich Granaten und Bomben in die Stadt warf, welche demoralisierenden Einfluss ausübten und dass seit Tagesanbruch die feindliche Armee zum Sturme aufgestellt war; aus diesem Grunde sei es empfehlenswert, einen guten und prompten Entschluss zu fassen und dem König unsere unerschütterliche Treue zu beweisen, die die Stadt ihm stets bezeugt hat, ferner den Eifer und die Anhänglichkeit, die alle Bewohner immer für ihre Familien, ihr Hab und Gut, ihre Ehre bekundet haben, so ist denn auf gemeinsamen Wunsch beschlossen worden, dass wir aufs neue den Treueid für den König und unsere Stadt erneuern, da alle fest entschlossen sind, ihren letzten Tropfen Blut für die Verteidigung ihrer lieben Stadt zu opfern, ja dass sie bereit sind, ihre

Häuser, Pulvervorräte und Munitionen in Brand zu stecken, damit sie nicht in die Hände des Feindes geraten, dass sie sich dann für ihren König bis auf äusserste verteidigen werden und, wenn möglich, sich über die Saône-Brücke zurückziehen und alsdann einen Bogen derselben in die Luft zu sprengen. Da notable Mitbürger zur Zeit auf ihrem Posten stehen, ist endlich beschlossen worden, auch ihnen diesen Entschluss zu unterbreiten, um zu wissen, ob sie damit einverstanden sind...

Auf dem Original haben mitunterschieden Desgranges, Lapie, Toulorge, Pelletier, Dumay...»

Unverzüglich wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen: Madame Dumay und ihr jüngstes 12 Jahre altes Töchterchen schleppten eine Menge Holz herbei und warfen es in die Werkstatt; im Geschäftslokal rollten sie einige Tuchballen auf, damit das Feuer sich rascher verbreite. Nach dieser peinlichen Arbeit wischten sie sich die Augen an die Türschwelle in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; die Mutter hielt ein Feuerzeug, das Töchterchen trockenem Zunder bereit. Catherine konnte man nicht zurückhalten, an die Bresche des Walles zurückzukehren; da man aber ihren Mut kannte, wurde sie beauftragt, Feuer an eine Mine zu stecken, die man am oberen Ende der Hauptgasse legte und durch welche der Feind kommen müsste, wenn er die Bresche erstürmt hätte. Es war eine äusserst gefährliche Mission, welche viel Kaltblütigkeit erforderte.

Ein Abfeuern der ganzen feindlichen Artillerie verkündete den beginnenden Ansturm, dann folgte, wie tags zuvor, betäubender Trommelwirbel und Trompetenschmettern, der Ansturm der Feinde, das Abfeuern der Gewehre und der Kanonen der Verteidiger.

Voller Angst, aber entschlossen, steht Catherine neben der Mine; da erscheinen auch schon die ersten mehr oder weniger verwundeten Leute. Alle schreien: «Sie sind da, sie kommen, jetzt ist alles fertig...!»

Wäre Catherine feige gewesen, so hätte sie das Feuer an die Mine gesteckt und wäre davongelaufen: sie bleibt aber, denn sie hat Befehl, erst anzuzünden, wenn die Soldaten am Ende der Gasse sichtbar werden. Ueberall donnern die Kanonen und bei jedem Schuss erschreckt das arme Mädchen. Schon brennt das Haus einer Frau; sie hat es aus lauter Angst angesteckt, ohne das vereinbarte Zeichen der grossen Kirchenglocke abzuwarten. Da bringt man den Schmied blutend und jammernd; es heisst, er sei schwer verletzt. Catherine denkt, so wird Gaston Pelletier seine Witwe heiraten; sie ist sehr traurig, die arme Catherine! Da empört sich das Mädchen über sich selbst: in diesen gefährlichen Augenblicken an solche Sachen zu denken! Da ertönt abermals betäubender Trommelwirbel: «Man sollte eher seine Gedanken zum Himmel richten! Mein Gott, gute Mutter Gottes, in Eure Hände übergebe ich meinen Geist...! Heilige Katharina, meine liebe Schutzpatronin, bitt' für uns! Jesus! Maria, rettet die Stadt, meinen Vater und meinen Bruder, meine Mutter und meine Schwester! Wenn Ihr sie rettet, mache ich das Gelübde...!» — Bum!... Bum!... krack... eine Granate ist explodiert und Catherines Gelöbnis, sie wolle in ein Kloster eintreten, ist unterbrochen worden; sie hat eine grosse Flamme gesehen... und schon lag sie am Boden.

In diesem Augenblick taucht aus dem Hochwasser beim Saône-Tor ein junger Bursche auf und winkt mit dem Taschentuch, damit man nicht auf ihn schieesse und ihn hereinlasse; er ist nass bis an den Gürtel; das Fallgatter und

die Brücke werden herabgelassen und der junge Bursche — man hat es bereits erraten — Jacques Dumay wird mit Jubel empfangen und ausgefragt, denn alle wissen, welche Mission der wackere Junge ausgeführt hat. Na und? ... Ja! Ja! Sie kommen; nur Mut! Aushalten! Wo ist mein Vater? — An der Bresche am Ende der Hauptgasse; geh' nicht hin, denn es geht dort heiss her... aber schon ist er auf und davon! Er geht die Hauptgasse im Laufschrift weiter und ruft den erstaunten Frauen zu, die unter den Toren voller Angst warten: «Es lebe der König! Man kommt!...» Aber manche sind noch mehr erschreckt, da sie glauben, es handle sich um den Feind. Jacques ist bereits am Ende der Gasse angelangt, wo er seine Schwester Catherine sieht, die sich inzwischen erhoben hat; aber er eilt weiter und gelangt hinter die Bresche: «Nur mutig, nicht verzagen, die von Rantzau sind in einigen Augenblicken hier! Also nur mutig weiter drauf los!...» Diese Nachricht verbreitet sich mit Windeseile: «Die von Rantzau kommen! Hurrah! Hurrah!» rufen die begeisterten Bürger, wobei der Feind stutzig wird; er zögert. Jetzt kommt der Augenblick, den das Schicksal bestimmt hat! Die Belagerten gehen zum Gegenangriff über, der mit unvergleichlicher Tollkühnheit sich entwickelt; unter erneutem Trommelwirbel und flatternder Standarte der Stadt; die Anstürmenden werden in den Wallgraben zurückgeworfen...! Gott sei gelobt!... Die Stadt ist gerettet!...

Gegen drei Uhr hatte sich die vom jungen Dumay gebrachte Nachricht bestätigt. Und bei einbrechender Dämmerung sehen die nicht wenig erstaunten Vorposten grosse Frösche sich im Wasser bewegen, das die Saône-Ebene bedeckt; es sind die Mannschaften von zwei königlichen Regimentern, begleitet von 800 Kavalleristen, die unter dem Befehl des Herrn von Rantzau

durch das Hochwasser gestampft sind, um nicht von der viel zahlreicheren feindlichen Armee gesehen zu werden, die sie nicht in offenem Felde angreifen konnten; sie bildeten jedoch eine genügende Verstärkung der Garnison der Stadt, die dank der Ueberschwemmungen nunmehr uneinnehmbar wurde.

Als der junge Pelletier die Bresche hinuntereilt, bemerkt er fast nebeneinander liegend, den Körper des Schmiedes und denjenigen Catherine's, die allmählig wieder zu sich kam. In Gegenwart von Ponce ist er etwas unschlüssig! Dieser Mann wird vielleicht sterben und er weiss, dass er schuldig gegen ihn war: soll er ihm darob Abbitte tun? Nein, er hält es für angebrachter, Gott um Verzeihung zu bitten und zu versprechen, dass er nicht wieder anfangen wird...! So nähert er sich denn Catherine: « Was ist Ihnen denn passiert, mein liebes Fräulein? Sie sind ja verwundet...! » Und tatsächlich war ihre Wange mit Blut bedeckt; er eilt, Material zu holen und legt einen Verband an; Catherine freut sich sogar verwundet zu sein! Wenn später nur keine allzu grosse Narbe bleibt! Aber da kommen der Vater, der Bruder: alles drängt sich heran. Sie sprechen mit Mühe, und mit Zeichen gibt sie bekannt, dass sie, auch am Fusse verletzt, nach Hause transportiert sein möchte. Der Tuchhändler und der junge Jurist geben ihrem Wunsche Folge.

Am 3. November hoben die Kaiserlichen die Belagerung auf und überschritten die Saône. Burgund war befreit!

Es war nicht die einzige Provinz, die bedroht worden war; die Spanier waren in die Picardie eingedrungen, hatten Corbie und le Catelet eingenommen. Immer haben sich die Hauptstadt und das Land gerührt, wenn die Gefahr an der Somme drohte, wenn sich der Feind dieser letzten Verteidigungslinie der « Ile de France » näherte.

Der Aufruf des Königs ward mit Begeisterung aufgenommen und weckte den Patriotismus: alle grossen Pariser Haustore lieferten einen Kavalleristen, jedes kleine Tor einen Infanteristen. Man glaubt oft zu Unrecht, dass die patriotische Begeisterung von 1792 die erste gewesen und unter der Monarchie keine Präzedenzfälle gehabt hätte.

König Ludwig begab sich in Begleitung des Kardinals zu den Armeen. In einem Schloss in der Nähe von Amiens — vielleicht war es eines jener, wo drei Jahrhunderte später Marschall Foch und Marschall Haig sich trafen — hielt er einen Kriegsrat ab, welchem sein Bruder, der Herzog von Orléans, der Herzog von Soissons, Kommandant der Armee, und selbstredend der Kardinal-Minister beiwohnten.

Da der König alle Fragen als aufgeklärt erachtete, begab er sich in seinem Wagen nach Paris; er liess den Kardinal mit den beiden Prinzen und zwei oder drei adeligen Freunden derselben zurück, unter welchen sich auch der junge de la Rochefoucauld, der spätere Autor der « Maximes », befand. Der Kardinal schrieb die gefassten Entschlüsse ins Reine; die anderen sassen still und schwiegen.

« Monsieur », der Bruder des Königs, schaute M. de Soissons und dieser M. d'Orléans an. Der Kardinal hatte die gewechselten Blicke nicht gesehen; aber auf einmal hatte er das Empfinden, als bestehe irgendeine Gefahr; er fühlte, dass die Atmosphäre schwer, unsicher, gefährlich sei. Er erhob den Kopf, fixierte einen Augenblick seine erlauchten Nachbarn. Da erhob er sich blitzschnell, verliess das Zimmer, stieg die Treppe hinab und warf sich in seine Karosse, die eiligst nach Paris davongefuhr. Es war eine vernünftige Flucht, obwohl kein einziges Wort gesprochen, keine Geste gemacht worden war, die sie begründet hätte, denn Duplessis de

Richelieu war soeben dem Tode entronnen.

Herzog von Orléans und Herzog von Soissons, die alle Hoffnung aufgegeben hatten, ihn auf irgendeine Art loszuwerden, hatten einfach den Entschluss gefasst, ihn zu ermorden. Sie warfen ihm vor, allzu kriegerisch zu sein; ferner, dass er ohne Gründe und gegen die Kircheninteressen — zu deren Fürsten er zählte! — sich für die Protestanten Deutschlands, Schwedens und Hollands interessiert hätte gegen das so katholische und sympathische Haus Oesterreich, aus dem die Königin Anne entsprossen war; sie komplottierten mit dieser und ihrer Bundesgenossin, der lärmenden aber reizenden « Duchesse de Chevreuse »; aber unter dem Deckmantel des Gemeinwohls hatten sie nur ihre persönlichen Interessen, ihre Eifersucht und Habgier im Auge.

Wäre es ihnen gelungen, so wäre wohl manches anders gekommen. Wie 25 Jahre vorher durch die Ermordung Heinrich IV. ebenfalls sehr vorteilhaft für das Haus Oesterreich; der Heldennut der Bewohner von Saint-Jean-de-Losne aber wäre völlig unnötig gewesen. Aus diesem Grunde ist mir, während ich die Ereignisse dieser denkwürdigen Belagerung erzählte, die Szene des Kriegsrates in der Picardie wieder in Erinnerung gekommen und ich habe nicht widerstehen können, dieselbe zu erzählen, obwohl sie eigentlich nicht hierher gehört. Ich war mit meiner Erzählung bis zum glücklichen Ausgang der Schlacht gekommen und der Leser wird sicherlich mit Interesse erfahren, was nach der Befreiung der Stadt aus dem Tuchhändler und seiner Familie, aus Ponce, dem Schmied und dem Sohne des Staatsanwaltes geworden ist.

Es dauerte geraume Zeit, bis Ponce — unvollständig — wiederhergestellt war; er konnte das Eisen nicht mehr mit seinem schweren Hammer bearbei-

ten; er musste einen Gesellen nehmen, um ihm zu erlauben, die Bestellungen auszuführen; von der Stadt erhielt er eine Pension von 600 Silber-Taler. Nachdem die Lage wieder einigermaßen normal geworden war, kam auch seine bessere Enehälfte wieder zurück und pflegte ihn mit viel Ergebenheit, ja Geduld, und um dieses leichter ertragen zu können, suchte sie das Verhältnis mit Gaston Pelletier wieder aufzunehmen, jedoch vergebens; und als sie ihm eines Tages begegnete, teilte er ihr mit, dass er seine Sünden unendlich bereue und dieselben auf keinen Fall nicht mehr begehen werde.

Catherine genas sehr rasch; sie behielt indessen eine gewisse Steifheit im Knie und eine kleine Narbe auf ihrer rechten, rosigen Wange, was sie etwas verunschönte; ihre Augen hatten indessen aus den tragischen, erlebten Tagen ein Leuchten behalten, das bei weitem die kleinen Folgen ihrer glorreichen Wunden kompensierte. Das Schlimmste indessen war, dass ihr wackerer Bruder sich stark erkältet hatte, als er durch das kalte Wasser stampfte, um das Saône-Tor zu erreichen.

Der arme Junge starb am Tage vor Weihnachten an einer Luftröhrenentzündung, Opfer seiner Ergebenheit an

#### Jugendlicher Scharfsinn.

— Der Herr Lehrer erzählt seinen Schülern, dass der römische Athlet Salrius täglich dreimal hintereinander über den Tiber schwamm. Da sieht er, wie ein Schüler sich das Lachen nicht verbeissen kann. Heftig fährt er ihn an: « Warum lachst du, Kunze, zweifelst du etwa an meinen Worten? » — « Ach nein, Herr Lehrer », erwiderte der Kleine, « ich dachte nur, um seine Kleider wiederzubekommen, hätte er doch viermal schwimmen müssen. »

seinen König und an seine Vaterstadt. Das Totengeläute begann sofort nach dem Glockenspiel, das die Geburt des Heilandes verkündet hatte; das Haus des biederen Tuchhändlers hatte entschieden ein fröhlicheres Weihnachtsfest verdient!

Während der Krankheit von Jacques war Gaston Pelletier oft gekommen, um sich nach dem Befinden des armen Jungen zu erkunden. Er verweilte stets länger in der Werkstatt, wenn er in derselben Catherine begegnete, deren Wange immer noch verbunden war und deren Augen herrlicher denn je leuchteten, wenn auch hin und wieder einige Tränen in denselben perlten; das Mädchen gefiel ihm unendlich! Das Andenken an die heroischen, verlebten Tage begeisterten ihn immer mehr und eines Abends, als das Befinden der Kranken sich gebessert zu haben schien, ergriff er die Hand des Mädchens, drückte sie zärtlich und gestand ihm die grosse Zuneigung, die er für sie hatte; er frug Catherine schliesslich, ob sie ihn heiraten wolle; da brach das Mädchen in Tränen aus, eilte durch die Tür und der junge Pelletier entfernte sich seinerseits ganz ausser Fassung.

Als er das nächste Mal kam, eröffnete er Meister Dumay seine Absichten. Das Mädchen hatte ihm nichts gesagt und er war stolz auf den Antrag des jungen Advokaten. Er sprach Catherine von dem Antrag, doch sie erwiderte, sie wolle nicht heiraten, da sie das Gelübde getan, in ein Kloster einzutreten, was ja auch Tatsache war, obwohl ihr Mund dasselbe nie tatsächlich ganz aussprach infolge der Granate, die im selben Moment geplatzt war. Aber war es nicht genau so, als hätte sie effektiv das Versprechen getan? — Der liebe Herrgott dringt nicht in die Geheimnisse unserer Herzen und er hätte sicher nicht an ein formelles Gelübde des Mädchens geglaubt.

Inzwischen war der junge Jacques durch den Tod erlöst. Vater Dumay jammerte, dass er jetzt bald allein bleiben werde, wenn seine Tochter ins Kloster ginge, dass er wahrscheinlich nie mehr die Freude erleben werde, bis das jüngste Töchterchen ihm Nachkommenschaft geschenkt habe. Die gute Catherine grämte sich ob dieser Verhältnisse und verschob immer die definitive Entscheidung ihres Eintritts ins Kloster; seinerseits grämte sich Gaston Pelletier und versprach, aus Aerger zu den Hugenotten überzugehen, denn infolge der Weigerung des Mädchens nahm seine Liebe nur noch ständig zu.

Der Frühling nahte wieder, der herrliche Frühling der Bourgogne, der auch ins Herz Catherines eindrang; sie verteidigte sich schlecht gegen den Ruf der Liebe und der Mutterschaft. Da entschloss sie sich, alles ihrem Beichtvater zu erzählen: ihr unvollständiges Gelübde, ihre Zuneigung für den Sohn des Staatsanwalts, den Gram von Vater und Mutter! Der ehrwürdige Geistliche war sehr verlegen, versprach über den Fall nachzudenken und an den Herrn Bischof von Dijon diesbezüglich zu berichten.

Die kirchliche Behörde erklärte, dass jedenfalls unser Herrgott durch das Platzen der Granate im Augenblick, an welchem Catherine ihr Gelübde aussprechen wollte, den Willen kundgeben wollte, dass die Tochter von Jean Dumay, den Sohn des Staatsanwalts, heiraten könne, da sie ihn liebte.

Diese feierliche Begebenheit fand im Frühjahr statt, als bereits die burgundischen Gärten sich mit ihrem weissen Brautschmuck zierten. Ja, wer zu Weihnachten weint, den lässt unser Herrgott zu Ostern lachen!

FELIX VITAL MAGNE.

## Alte steinerne Wappen im Elsass.

Der Hinkende Bote möchte Ihnen hier einige der schönen Wappen zeigen, die er auf seinem Gange durch das Elsass gesehen hat, in so manchem kleinen, hübschen Städtchen und Dorf, besonders auch um zu zeigen, welcher hohen künstlerischen Geschmack die alten Handwerker hatten, von denen man noch viel lernen kann.

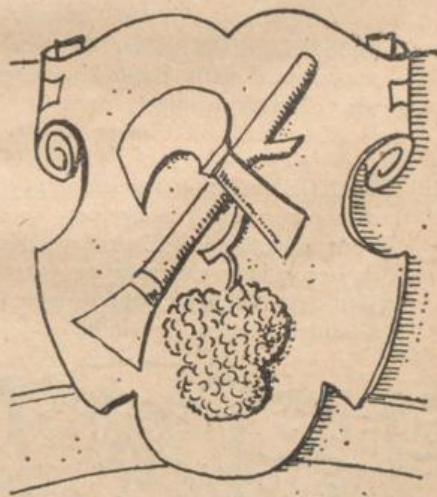
Man kann auch in jeder Gegend an der Technik und Schriftzeichen

erkennen, in welchem Umkreis jeder einzelne Maurer oder Steinhauer gearbeitet hat.

Schon im 11. Jahrhundert bestanden in Frankreich (wie heute die grossen Gesellschaften), die Zünfte. Später auch in England, Deutschland usw.; jedes Handwerk hatte so ihr Wappen und ihre Vereinigung, um durch vereinte Kraft besser vorwärts zu kommen.



Nr. 1



Nr. 2

Nr. 1 ROSHEIM: *Das Wappen der Schuhmacherzunft.* — Die Schusterzunft bringt im Mittelpunkt des Wappens einen Stiefel, in alter Form, in der Art der Reiterstiefel. Schutzpatron der Schuhmacherzunft war der Hl. Krispinus.

Nr. 2 OBEREHNHEIM: *Das Wappen der Winzer.* — Das Oberehnheimer Winzerwappen stellt ein Winzermesser vor, darin eine Weintraube an einer Ranke.





Nr. 3



Nr. 4

Nr. 3 WASELNHEIM: *Das Wappen der Metzgerzunft.* — Das Wasselheimer Metzgerwappen stellt einen Rindskopf vor, im Zentrum einer Doppelmuschel. Andere Metzgerwappen anderer Städte enthalten oft noch ein Hackbeil, ein Hackmesser und andere Metzgerattribute.

Nr. 4 WANGEN: *Zimmermannswappen.* — Das Wappen der Zimmerleute ist auch das Wappen der Schreiner- und Tischlerzunft. Dieses Wappen enthält kunstvoll umrankt die Werkzeuge der Zunft, Hobel usw. Die Wappen anderer Städte weisen andere Werkzeuge vor, die da sind: Zollstab, Bohrer und andere. Der Schutzheilige dieser Zunft ist der Hl. Rochus, durch seine kunstvollen Tischlerarbeiten berühmt.

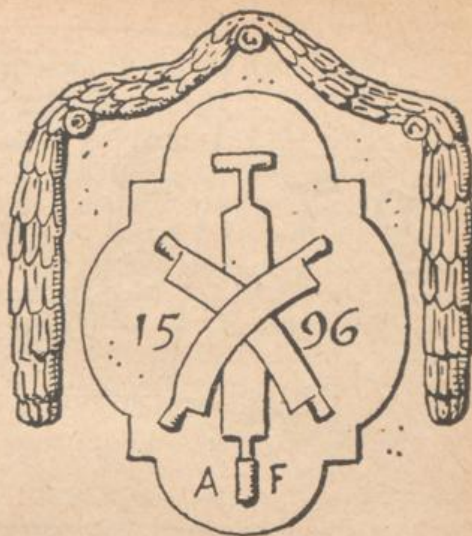


Nr. 5

Nr. 5 ROSHEIM: *Das Wappen der Fuhrleute.* — Das Wappen der Fuhrleute stellt anscheinend die Bewegung eines im Galopp laufenden Pferdes vor. Andere Wappen derselben Zunft bringen oft auch einen bespannten Fruchtwagen. Der Schutzheilige der Fuhrleute war der Hl. Medardus.



Nr. 6



Nr. 7

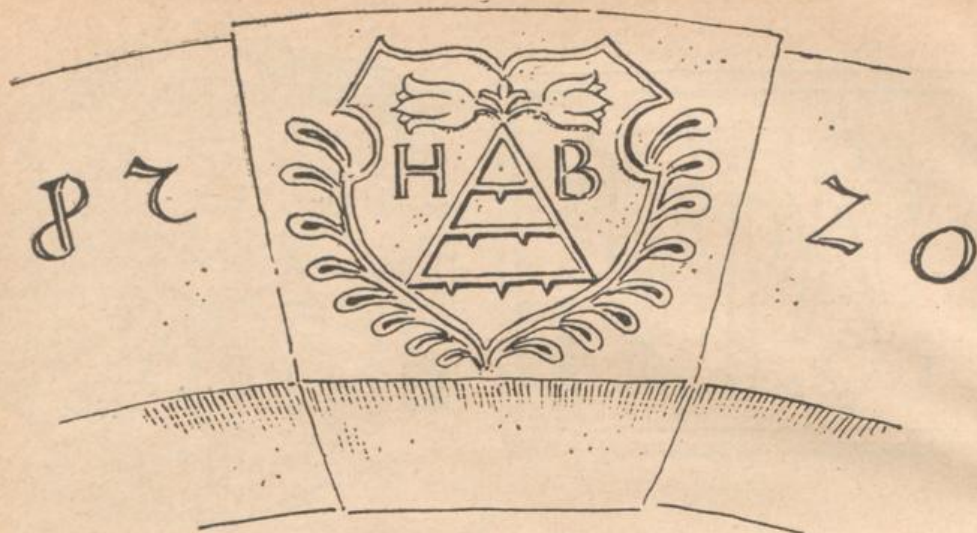
Nr. 6 RAPPOLTSWEILER: *Das Wappen der Schmiede.* — Hufschmiede, Kupferschmiede usw. hatten ein gemeinsames Wappen. In ihrem Schild führten sie teils ein Hufeisen, teils Zange und Hammer, ein Vorlegeschloss, oft nur Nägel. Die Schlosser wiesen meist zwei gekreuzte Schlüssel vor. Ihr Schutzpatron war der Hl. Petrus mit dem Schlüssel.

Nr. 7 RAPPOLTSWEILER: *Wappen der Gerberzunft.* — Zwei schräggekrenzte Streifen und senkrecht gestelltes Falzeisen stellen die Gerberzunft vor, deren Schutzheiliger in vielen Gegenden der hl. Bartholomäus ist.

Nr. 8 KRONTAL bei Wasselnheim: *Maurer- und Steinhauerwappen.* — Kunstvolle Blätterranken umrahmen die wichtigsten Maurer- und Steinhauer-Utensilien, die da sind: Hammer, Zirkel usw. Der Schutzpatron dieser berühmten Zunft ist der Hl. Kilian.



Nr. 8



Nr. 9

Nr. 9 EGUISHHEIM: *Das Wappen der Bauern.* — Das Eguisheimer Bauernwappen bringt eine Egge von Laubwerk umrahmt. Andere Bauernwappen enthalten einen Pflug, ein Stecheisen, oder beliebige Ackergeräte. Der Schutzheilige der Winzer und Bauern ist St. Goar.



Nr. 10

Nr. 10 EGUISHHEIM: *Das Wappen der Bäcker.* — Zwei gekreuzte Brotlaibe in einer Bretzelform. Einige alte Bäckerwappen stellen auch die Muttergottes mit dem Jesuskind dar, auf gemaltem Hintergrund.

## Die Pendelmagie auf dem Lande.

(Mit einer Abbildung.)

Es war um die Mitte Oktober. Duster und kalt sank die Dämmerung herab und an Schilf und Erlen entlang glitt plätschernd die Seille.

Das Dörfchen von Bry-sur-Seille, das sich längs der Landstrasse dahin erstreckt, verschwand allmählig im Schatten. Nur das mit einem Dutzend elektrischer Birnen hellerleuchtete « Café Grandeury » hob sich aus dem Dunkel hervor und warf seinen Lichtschimmer auf die geteerte Landstrasse.

Madame Grandeury, eine von Gesundheit strotzende, wohlbeleibte Frau von ungefähr 40 Jahren, thronte hinter ihrem grossen Schanktisch und strickte emsig an einer weissen wollenen Handarbeit, während ihr Mann, in schwarzer Hose und braunem Pull-Over sein breites, glattrasiertes Gesicht und seine Glatze über jeden Tisch neigte und mit den Gästen einige freundliche Worte wechselte.

Es mochten wohl zehn Anwesende im Lokal sein, die meisten in Arbeiterkleidung.

An einem der Tische sassen sich Nicolet, der pensionierte Einnehmer, und Gregoire, der Strassenwärter, gegenüber.

Nicolet, in einem grauen Stadtanzug von tadellosem Schnitt, trank gemütlich ein Glas « Quinquina »; er hatte kurzen, weissen Schnurrbart, tief-schwarze Augen, glatte Stirn, und seine halbe Glatze war spiegelglatt: die Glatze eines Reichen! Er blätterte zerstreut in einer Zeitung von Nancy und schenkte dem unermüdlichen Geschwätz des Strassenwärters nur halbes Gehör.

Auf Gregoires dickem Schädel sass die vorschriftsmässige Dienstmütze; dennoch glich das gutmütige Gesicht

des Beamten mit seinen blauen, etwas naiven Augen einem dicken Puppenkopf.

Nicolet, ein kinderloser Witwer, bewohnte allein das Haus, das er von seiner Frau in Bry-sur-Seille geerbt hatte. Es war ein kleiner, lebhafter Sechziger, dem man kaum 50 Jahre gegeben hätte. Er fischte, ging auf die Jagd, pflegte seinen Garten und besuchte regelmässig allmonatlich ein Kino in Nancy, um den neuesten Film zu sehen.

— Haben Sie heute Morgen das Zi-geunerpack durchziehen sehen, Herr Nicolet?

— ... Nein, Grégoire ... nein.

— Es waren mindestens zehn Wagen!

— Nicht möglich ...

— Sie scheinen wenig Interesse zu haben für das, was ich Ihnen erzähle, Herr Nicolet! ... Ihre Zeitung muss interessanter ...

— Geradezu fesselnd, Grégoire, ja fesselnd: sieh' her, die Quellensucher machen wahrhaftig Wunder! Sie finden die Leichen der Ermordeten wieder und die Radiesthesie oder Pendelmagie wird immer mehr eine Helferin der Gerechtigkeit.

Bei diesen Worten war ein langer, kaum 30 Jahre alter, magerer Geselle eingetreten und setzte sich neben den Strassenwärter; er hatte rotes Haar und sonderbare Augen.

— Salut, la compagnie, grüsste er.

— n'Abend, Ugène, gaben ihrerseits die Trinker ziemlich gleichgültig zur Antwort.

— Und was soll's sein, frug der Wirt ...

Eine grüne ... muss mich wieder auf den Damm bringen ... habe einen mächtigen Aerger.

— Man sieht es dir an, mein armer Ugène, entgegnete seinerseits der Strassenwärter, was ist mit dir passiert?

— Man hat mir noch ein Schwein gestohlen...

Und er erzählte, wie er seine Schweine auf einige Stunden ins Freie gejagt habe, um ihren Stall sauber auszukehren und zu reinigen; und als er sie zurückführte, sieh da, es fehlte ein Schwein, natürlich das dickste...

— Es hat sich vielleicht verlaufen?

— Ach was!

— Sollten es vielleicht die Zigeuner gewesen sein?

— Das wäre schon möglich! ich will sie indessen nicht verdächtigen, aber möglich wäre es schon...

— Hast doch immer Pech, mein armer Ugène! Voriges Jahr schon hat man dir ein Kalb entwendet und im Winter vorher ein Paar Gänse...., wären da nicht Leute im Spiel, die dir aufsässig sind?

Ugène hatte sein Glas fast auf einen Zug geleert.

— Noch eine ... Patron ..., bestellte Ugène.

Und der Wirt im braunen Pull-Over beeilte sich, das Gewünschte zu bringen.

— Sag' mal, Ugène, frug der Strassenwärter verwundert, du scheinst ja eine Goldgrube in deinem Garten zu haben, dass du dir so die « apéros » serienweise leisten kannst. Ich habe mich oft gefragt, woher du dir das nötige Geld hernimmst, um dir solche Ausgaben leisten zu können. Ja! du hast eine gute Hausfrau, das stimmt! Meine Alte spendet kaum ein Fünfrankenstück am Sonntag...

— Die Meinige hat überhaupt nichts mit der Sache zu tun... ich muss mir zu helfen wissen.

— Und wie machst du das?

— Das sind eben meine Privatsachen...

Nicolet hatte seine Zeitung zu Ende gelesen.

— Was höre ich, Monsieur Ugène, es ist Ihnen schon wieder etwas wegstibitzt worden? Ich denke, Sie werden ehestens Klage gegen Unbekannt erheben.

— Wenn es sich um einen Unbekannten handelt, so hat dies ja doch keinen Zweck, Herr Nicolet. Ich habe wenig Sympathie für die Gendarmen. Sie würden die ganze Gegend durchstöbern und ... schliesslich doch nichts finden!

Die Augen Nicolet's leuchteten hell auf!

— Ich habe eine Idee, Herr Ugène! Weil Sie kein grosser Freund der Gendarmen sind, so wenden Sie sich doch an die Pendelmagie.

— An die Pendelmagie, was ist das?

— An die Quellensucher oder Erdstrahlenforscher, wenn Sie leichter verstehen. Sie haben doch schon sicher von den Leuten gehört, die mittelst eines Stäbchens oder eines Pendels ... suchen.

— Ja und man musste Ihren Quellensucher bezahlen? Ich habe aber kein Geld für solchen Unsinn.

— Seien Sie darum unbesorgt. Wenn es mir gelingt, solch' einen gelehrten Quellensucher zu verschaffen, so nehme ich alle Kosten auf mich. Ich wünsche schon längst, einem solchen Experiment beizuwohnen und hier haben wir eine vortreffliche Gelegenheit dazu! Sie sind doch damit einverstanden? nicht wahr?

— Wenn's Ihnen Freude machen kann, meinethwegen, erwiderte Ugène, ohne jede Begeisterung.



Tags darauf fuhr Herr Nicolet am frühen Morgen mit dem Autobus nach Nancy. Eine herrliche, goldblaue Herbstlandschaft schimmerte durch

den Nebel. Rechts erkannte man bereits den *Mont d'Amance*, den *Pain de Sucre*, das *Plateau de Malzéville*; links, noch im Nebel versteckt, die Hügel von Saulxures. Obwohl dies herbstliche Landschaftsbild in seiner ganzen Herrlichkeit dalag, so kümmerte sich Nicolet nicht darum. Er war in Gedanken vertieft.

Als er an der Endstation des Autobus, *place Driant*, in Nancy angekommen war, zog der ehemalige Einnehmer ein Stück Papier aus der Tasche, auf welches er folgende Adresse aufgeschrieben, die er im Adressbuch von Lothringen, im *Café Grandeur*, gefunden hatte: Pastourias, 43<sup>ter</sup>, rue Ville-Vieille.

Durch die rue Maurice-Barrès gelangte er über den Stanislas- und den Carrièreplatz an der Saint-Epvre-Kirche vorbei; er schaute nach der Turmuhr:

— Zehn Uhr ... gut ... ich werde wohl Herrn Pastourias zu Hause finden.

Und langsam zog er durch die rue Ville-Vieille bis zu No 43<sup>ter</sup>: er klingelte und alsbald öffnete sich die Türe. Behende stieg Nicolet die steinerne Wendeltreppe hinauf bis zum 2. Stock, woselbst ihn ein grosser, dicker, grauhaariger Herr im Hausrock empfing.

— Sie kommen wegen dem Gas ... ?

— Nein, mein Herr, nicht wegen dem Gas ... , ich möchte Herrn Pastourias sprechen.

— Ich bin es, was wollen Sie?

— Gestatten Sie mir, dass ich mich vorstelle: ich bin Monsieur Nicolet pensionierter Beamter in Bry-sur-Seille.

— Bry-sur-Seille ... kenne dies Nest nicht.

— Das wundert mich nicht, Monsieur Pastourias, es ist tatsächlich ein bescheidenes Nest, aber Sie haben die Gelegenheit, dasselbe heute noch berühmt zu machen ...

— Ich verstehe nicht ...

— Ich meine, Monsieur Pastourias, durch ihre grossen Kenntnisse als Erdstrahlenforscher.

— Bitte, treten Sie doch ein, Herr Nicolet ..

Pastourias schritt voran und führte seinen Besucher in ein geräumiges Zimmer, in dem sich sehr schöne, altertümliche Möbel befanden.

— Nehmen Sie bitte Platz.

Nicolet liess sich auf einem der herrlichen, molligen Sessel nieder, der ihm vorgeschoben wurde.

— Herr Nicolet, Sie sind gewiss ein Kollege!

— Leider habe ich diese Ehre nicht, Herr Pastourias, aber ich lese mit dem allergrössten Interesse alle Artikel, die meine Zeitung dieser Wissenschaft widmet. Durch dieselbe habe ich Ihre Anwesenheit auf dem Pariser Kongress erfahren, wo Sie einen höchst spannenden Bericht gelesen haben; dies hat mich auf den Gedanken geführt, mich an Sie zu wenden. Es ist nämlich ein Raub in Bry-sur-Seille begangen worden ...

— Und Sie haben geglaubt, ich könnte den Entführer wiederfinden ...

— Oder den geraubten Gegenstand?

— Ein «Gegenstand»? Dann handelt es sich also um einen Gegenstand, bemerkte mit verächtlichem Ton der Erdstrahlenforscher.

— Nein, nicht ein Gegenstand, ich habe mich falsch ausgedrückt ... ein Wesen ...

— Das gefällt mir schon besser ... eine Frau jedenfalls ...

— Nein! Herr Pastourias, keine Frau ... ein Schwein.

Plötzliche Empörung überkam den Erdstrahlenforscher.

— Also, um ein gemeines Tier, um ein Schwein wiederzufinden, appellieren sie an die Pendelmagie? Das ist eine Beleidigung für unsere Wissenschaft! Ja, wenn Sie mir von einer zu entdeckenden Quelle, von einem zu hebenden Schatze gesprochen hätten.

— Es handelt sich ja um einen Schatz, Herr Pastourias: auf dem Lande ist das Schwein der Reichtum des Armen. Vergessen Sie das niedrige Wesen eines Tieres, um nur an den zu erreichenden edlen Zweck zu denken, der darin besteht, einer armen, unglücklichen Familie...

— Nein, mein Herr, ich suche nicht nach gestohlenen Schweinen: ich empfehle mich.

Nicolet konnte sich nur mit Mühe aus seinem molligen Sessel herausarbeiten:

— Wohl denn, ich gehe! Die Pendelmagie wird die letzte Illusion sein, die ich mir gemacht habe: Sie haben mir dieselbe genommen und gestehen somit ihre Unfähigkeit, um wiederzufinden...

— Meine Unfähigkeit? Herr Nicolet, wollen Sie vielleicht damit etwa sagen, dass ich das gestohlene Schwein nicht wiederfinden kann?

— Ich meine es nicht nur, ich erkläre es öffentlich. Empfehle mich, Herr Pastourias, entschuldigen Sie meine unnötigen Schritte: wir sind so naiv auf dem Lande und glauben alles, was die Zeitungen schreiben.

Nicolet hatte bereits die Türklinke in der Hand.

— Gehen Sie nicht fort, meinte Pastourias, packte seinen Besucher an den beiden Schultern und drückte ihn in den Sessel. Setzen Sie sich... nein! setzen Sie sich nicht, wir gehen nach Bry-sur-Seille. Lassen Sie mir nur Zeit, mich umzuziehen und ich stehe zu Ihrer Verfügung; holen Sie inzwischen ein Taxi...

— Was, ein Taxi? ich bin gerne bereit, Ihre Honorare zu bezahlen, wenn sie nicht übertrieben sind, aber ein Taxi, wenn man so ausgezeichnete, billige Autobusverbindungen hat... die Bescheidenheit meiner Pension gestattet mir dies nicht.

— Mir aber erlaubt es mein Vermögen... schnell... laufen Sie! Als

Honorar verlange ich nur, dass Sie mich in Bry-sur-Seille zum Mittagessen einladen.

Als Nicolet mit seinem Taxi kam, fand er bereits Pastourias, der ihn auf dem Bürgersteig erwartete: er trug einen schwarzen Anzug und einen grossrandigen Schlapphut, wie die Künstler.

Schon raste das Auto auf der Landstrasse dahin und herrlicher Sonnenschein beleuchtete die herbstliche Landschaft, welche Pastourias entzückte. Der Wald von Champrenone namentlich, glänzte, einem grossen Teppich gleich, in den zartesten Tönen der absterbenden Blätter.

\*\*

Da Nicolet allein lebte, war es ihm unmöglich, seinem Gast ein anständiges Mittagmahl zu bereiten: er bat ihn ins «Café Grandeury», welches öfters, gen Mittag, sich in eine Speisewirtschaft verwandelte. Als der ehemalige Einnehmer die Wirtin bat, drei Mittagessen zu bereiten, so erklärte sie, es wäre ihr dies gänzlich unmöglich.

— Ich bedaure sehr, aber ich kann Ihnen absolut nichts vorsetzen! Geld, Männchen, es ist so! Erstens habe ich kein Fleisch, denn dieser Bummler, der Metzger von Champrenone, ist noch nicht vorbeigefahren heute morgen... ich könnte höchstens...

— Ja! ja! fuhr Nicolet dazwischen, Sie sind immer so zuvorkommend.

— ... Ich könnte vielleicht eine Brühe und etwas Blumenkohl... aber das wäre alles, nicht wahr, Männchen... was meinst du, ein Hecht aus der Seille? Das ist ein herrlicher Gedanke, lauf schnell zum Creuchot... es sollte mich wundern, wenn er diesen Artikel nicht auf Lager hätte, aber meide die Gendarmen... die Fische des Creuchot zeige ihnen lieber nicht... So nehmen Sie doch Platz, meine Herren;



... dessen Pendel nicht mehr einfach schaukelte, sondern wie toll  
hin und her schwenkte ...



während Sie einen Apéritif trinken, bereite ich Ihnen Ihr Mittagessen . . . Schade, dass dieser Bummler von Champrenone noch nicht mit seinem Karren vorbeigefahren ist, denn ich hätte Ihnen einen Braten vorgesetzt . . .

Und die dicke Dame mit den rosigen Wangen verschwand in der anstossenden Küche, die drei Gäste vor einem duftenden *Quinquina*, einem *Banyuls* und einem *Mandarin Curaçao* lassend, die sie mit sichtlichem Behagen tranken.

Pastourias erzählte von den durch die bekannten Quellensucher wie Lambert, Mermet erzielten Erfolge.

— Ich reiche ihnen nicht einmal bis an die Knöchel, gestand er, obwohl ich mich einiger kleiner Erfolge rühmen kann; und er erzählte alles, was er gefunden hatte: Wasser an einer Stelle, die als ganz wasserlos galt, alte Goldstücke am Fusse eines zerfallenen Schösschens, eine interessante Erzschiebt am Abhang eines Hügels.

— Ich sage es Ihnen, meine Herren, richtig ausgeführt, ist die Radiestastie oder Pendelmagie eine unfehlbare Kunst.

Als das Essen aufgetragen war, liess sich Pastourias die aufgetragenen Delikatessen schmecken, und begann auf Ersuchen Nicolets und des Autoführers, einen richtigen Vortrag über diese Kunst. Ja! er zog sogar aus der inneren Tasche seines Gehrockes einen kurzen, etwas biegsamen Stock hervor, an dessen Ende ein Metallkugelchen an einem Faden hing.

Interessiert waren Herr und Frau Grandeury näher getreten und baten auch um einige Aufklärungen, die Pastourias bereitwilligst gab.

Wirt und Wirtin standen da mit vor Erstaunen weit geöffnetem Munde.

— Was, mit diesem kleinen Dinge da wollen Sie das Schwein des Ugène wiederfinden?

— Ja, mein Herr . . . tot oder lebendig.

— Ist nicht möglich! Da brauchen wir ja nächstens gar keine Gendarmen mehr.

— Sehr richtig, was Sie da sagen . . . Zum Nachtschiff kam Kaffee und Mirabellenwasser; Nicolet zahlte und nun gings zum Ugène.

Im Vorbeigehen rief der Einnehmer nach dem Strassenwärter Grégoire:

— Ich wünsche, dass Sie dem Experiment beiwohnen, mein Freund, kommen Sie mit uns.

Nun kamen Sie zum Häuschen des Ugène; es war seine bessere Eehälfte, eine magere, lebhaft Frau, die öffnete:

— Uns Himmelswillen, welch' zahlreichen Besuch bringen Sie uns da, Monsieur Nicolet, was soll das bedeuten?

— Wie! Hat Ihnen denn Ihr Mann nichts erzählt? Na, dann will ich es Ihnen sagen — und er deutete auf Pastourias — dieser Herr hat sich von Nancy hierherbemüht, um Ihr verlorenes Schwein wiederzufinden.

Die Frau des Ugène schaute unglaublich zu dem Fremden auf.

— Also Sie, mein Herr, sind gewissermassen wie die Hellseherin? und was verlangen Sie für eine Sprechstunde?

Pastourias, etwas ärgerlich, antwortete kurz:

— Beruhigen Sie sich, es kostet Sie nichts!

Und zu Nicolet gewendet sagte er:

— Glauben Sie nicht, dass es korrekt . . . und vorsichtig . . . wäre, den Feldhüter zu benachrichtigen? wenn irgend ein Vorfall geschehen sollte, so würde seine Gegenwart sehr dienlich sein.

— Selbstverständlich! ich hätte daran denken sollen! Grégoire, mein Freund, gehen Sie bitte zum Feldhüter, er möge uns doch die Ehre erweisen, dem Experiment des Herrn Pastourias beizuwohnen.

— Ich gehe sofort hin.

Da kam auch der Ugène dazu; er schien es nicht besonders eilig zu haben.

— Da sind Sie schon wieder zurück, Herr Nicolet? und zu Pastourias gewendet, fügte er hinzu:

— Sie glauben also, unser Schwein wiederzufinden? Das wird das ganze Dorf in Aufruhr bringen...

— Hör' mal, Ugène, meinte seine Frau, du hast sonderbare Manieren, diesem Herrn zu danken, der sich hierher bemüht, um unser gestohlenen Schwein wiederzufinden: ich verspreche ihm einen Prachtschinken für diesen Winter, wenn er das arme Tier findet.

— Bitte, Madame, unterbrach Pastourias, führen Sie mich zu ihren Schweinen.

— Gerne, mein Herr.

Da standen sie, die sechs Prachtexemplare, fett und rosig und schnüffelten mit ihren Schweinerüsseln mit Appetit im wohlgefüllten Trog.

Pastourias zog den Pendel aus seiner Tasche und rieb die Kugel auf einem der feisten Rücken.

— Ich muss, erklärte er, mein Instrument vorher magnetisieren; es ist vielleicht nicht unbedingt nötig, aber meine erfahrendsten Kollegen raten dazu. Und nun beginnen wir mit einer methodischen Besichtigung der Ortsverhältnisse. Wenn der Dieb Ihr Schwein im Dorf versteckt hat, bedauern Sie ihn: er wird ehestens Rechenschaft vor der strengen Gerichtsbarkeit abzulegen haben.

— In dieser Hinsicht bin ich vollständig beruhigt, brummte Ugène vor sich hin.

— Wieso? Was wollen Sie damit sagen...

— Dass Sie unnötiger Weise ihre Zeit verlieren...

— Du, rannte die Frau des Ugène ihren Mann an, halte dein dummes Maul, oder ich schliesse es dir...

Nicolet beruhigte die aufgebrauchte Frau.

— Ihr Mann, Madame, hat das Recht, am Resultate dieses Experimentes zu zweifeln; überlassen Sie es der Wissenschaft des Herrn Pastourias, ihn zu überzeugen.

Der Erdstrahlenforscher stellte sich mitten auf die Strasse, den Pendel in einer Hand; es schien als fische er in der Luft mit einer winzigen Angel.

Das Haus des Ugène war an einem Ende des Dorfes gelegen; Pastourias schritt selbstredend in die entgegengesetzte Richtung.

Mit kleinen Schritten trippelte er vorwärts, die Augen auf dem Pendel.

Während er so langsam inmitten der Landstrasse weiterschritt, wurden überall die Vorhänge bei Seite geschoben, die Leute erschienen unter der Tür; bald ward der Pendelkünstler von einer stattlichen Anzahl Neugieriger begleitet.

Nicolet und der Feldhüter bemühten sich, die Leute in Abstand zu halten, Er erklärte:

— Ja!... Wir suchen das Schwein des Ugène..., sobald wir in die Nähe des Diebes oder des gestohlenen Tieres kommen, wird sich die Kugel bewegen...

Pastourias hatte schon mindestens 300 Meter zurückgelegt und der Pendel hatte sich nicht gerührt.

— Sonderbar...., sonderbar...., brummte er.

Er ging noch etwa hundert Meter weiter; nichts.

— Ich werde schliesslich lächerlich..

Ugène hatte seine Pfeife angesteckt und folgte mit verschmitztem Lächeln.

— Na, wird er uns noch weiter spazieren führen, flüsterte er dem Feldhüter ins Ohr? Seine Frau, die die Bemerkung dennoch gehört hatte, warf ihrem Gatten einen wütenden Blick zu.

Man kam allmählich ans Ende des Dorfes.

Da blieb auf einmal Pastourias stehen . . . , der Pendel hatte sich bewegt . . . , neugierig und gespannt blieben die Mitgelaufenen ebenfalls stehen.

Hier standen links das Haus des Gaulot, rechts das der Torine.

Und der Pendel schaukelte weiter; alle waren sicher, dass das gestohlene Schwein nicht mehr weit sein könne . . . und Ugène lächelte spöttisch weiter . . .

Unter den Neugierigen wurden Ansichten laut:

— Wie kann man nur den Gaulot verdächtigen! der würde niemals einen solchen Streich ausführen.

— Wäre es nicht eher die Torine?

— Warum lässt er sich denn nicht sehen der Gaulot?

— Er ist heute morgen mit seiner Frau nach Nancy gefahren, um Kartoffeln abzuliefern.

Pastourias machte einen Schritt nach links, dann noch einen zweiten und einen dritten: die Pendelbewegungen nahmen ab.

— Seht selber, es ist nicht der Gaulot, bemerkte der Feldhüter.

Dann begab sich Pastourias wieder auf die rechte Seite und sofort begann der Pendel zu schaukeln.

Und abermals wurden die Ansichten wieder laut:

— Wissen Sie, ich habe nie recht der Torine getraut . . .

— Ich auch nicht . . .

— Und da fällt mir jetzt wieder die Hühnergeschichte der Lucie ein; die sind wahrscheinlich nicht für alle verloren . . .

Mit mächtigen Faustschlägen hieb der Feldhüter auf die Türe der Torine.

— Und ihr alle, kommandierte er den Neugierigen, ihr bleibt draussen, mit Ausnahme von Herrn Nicolet, dem Ugène und seiner Frau . . . Zurück doch, zurück, sag' ich euch . . .

Man hörte Holzschuhgeklapper, und die Torine erschien in kurzem Unterrock, üppigem Busen, schon leicht ergrauten Haaren . . .

— Was ist denn los, Feldhüter, dass Ihr solch' einen Höllenspektakel an meiner Haustür vollführt?

Da ward ihr bange, als sie so viele Leute vor ihrem Haus erblickte:

— Was ist denn los? was wollt ihr von mir . . .

— Dieser Herr möchte gerne deine Schweine sehen, und er deutete auf Herrn Pastourias.

— Er sieht gelungen aus mit seiner winzigen Fischgerte, erwiderte die Torine.

— Vorwärts, zeig' uns deine Schweine, befahl der Feldhüter.

Er liess Pastourias, den Ugène und seine Frau herein, verriegelte die Türe und frug:

— Torine! Wieviel Schweine hast du?

— Ich hatte deren drei — da sagt' ich mir, es wären nicht genug und dann habe ich vorgestern noch eins dazu gekauft . . .

— Ha! Ha! grinzte der Feldhüter . . .

— Hi! Hi! machte seinerseits Nicolet.

Pastourias war bereits im Schweinestall, den Pendel über den Köpfen der Tiere; er schaukelte unaufhörlich hin und her.

Da erhob sich einer der Köpfe und die beiden schwarzen Aeuglein betrachteten mit Interesse die baumelnde Kugel und der grunzende Rüssel schnappte darnach, meinend es sei ein Leckerbissen.

Pastourias hatte rasch sein Instrument an sich gezogen, aber der Faden war gerissen.

— Es ist schon das gestohlene Schwein, meinte er.

— Nein! mischte sich der Ugène dazwischen, es ist nicht das Unserige, welches auf der rechten Seite zwei schwarze Flecken hatte.

— Euer gestohlenen Schwein? rief empört die Torine, ihr haltet mich also für eine Diebin. Und sie kam näher an Ugène heran; ihre Augen funkelten vor Zorn . . .

— Ich denke gar nichts, Torine, denn ich bin es nicht gewesen, der die ganze Komödie ins Spiel gesetzt hat!

— Ja! Wer ist es dann gewesen?

Der Ugène deutete auf Nicolet.

— Ja, um was kümmert sich denn das dicke, alte Kerlchen, da muss einer doch schon ein ziemlich grosser Frechdachs sein.

Und nun schaute sie ängstlich auf das Schwein, das die Pendelkugel so behende weggeschnappt hatte.

— Lass' dir sie schmecken, mein Lieber, weil er sie dir hingehalten hat; er wird in Zukunft nicht mehr die Schweineköpfe mit seiner kleinen Kugel kitzeln. Wenn man einen so mächtigen Schlapphut hat, ist's überhaupt nicht erlaubt, so dumm zu sein.

Und nun brach sie in lautes Gelächter aus als sie den Monsieur Pastourias ansah, der sich nicht mehr zu helfen wusste.

Das rosige Schweinchen lachte aber nicht, denn es war am Ersticken, da die Kugel im Schlunde stecken blieb.

— Es wird verenden, euer Schwein, bemerkte ironisch Ugène, denn die Kugel bleibt stecken.

Da lachte die Torine nicht mehr...

— Wenn es eingeht, so kann es mir der kleine Dicke dort bezahlen!

Schon schätzte Nicolet den Wert des Tieres ab, das keine Luft mehr bekam.

— Dumme Geschichte, meinte er, ich hätte besser getan, die Finger davon wegzulassen!

Ein Freudenschrei der Torine machte seinen Qualen ein Ende, denn das erstickende Schwein hatte Pastourias seine Pendelkugel ... wiedergegeben. Dieser beeilte sich, sein Eigentum aufzuheben, es auf dem Rücken des Tieres abzuwischen, band die Kugel wieder an den Pendelfaden und verliess das Haus.

— Nun, Herr Pastourias, frug Grégoire, ist es wirklich die Torine, die das Schwein gestohlen hat?

— Nein.

Das auf der Strasse wartende Publikum ward enttäuscht.

— Das Experiment wird fortgesetzt, verkündete der Pendelkünstler.

Und schon hatte die Torine ihren Schrecken vergessen; sie mischte sich neugierig unter die andern Leute. Freundliche Worte waren ihr gespendet:

— Wir haben ja nie geglaubt, dass Sie es wären, meine arme Torine.

— Nur stille, ich kenne meine Leute.

— Eine so herrliche Frau, hatte ich gesagt.

Pastourias schritt wieder in der Mitte der Landstrasse entlang; er hatte fast das Dorfende erreicht.

Der Pendel schaukelte immer weiter.

— Der will uns wohl nach Rom führen, brummte Ugène.

— Ich bin gewiss auf den Spuren des verlorenen Schweines, erklärte der Pendelkünstler, denn dies stete Schaukeln ist der beste Beweis dafür.

Ugène zuckte die Achseln.

— Da kommt endlich der Metzger von Champrenone mit seinem Karren, rief Madame Grandeury aus, die ihr Lokal verlassen hatte, um dem spannenden Experiment beizuwohnen. Richtig, der alte Karren des Metzgers von Champrenone kam polternd heran, gezogen von einem magern Klepper, mit dem Pastourias beinahe zusammengestossen wäre.

Auf dem Bock sass der Metzger selbst. Auf einer grossen Schiefertafel, die am Vorderteil des Wagens hing, konnte man die mit Kreide geschriebene verlockende Reklame lesen:

Gelegenheit:

Ganz frisches Schweinefleisch!

30% Rabatt auf die gewöhnlichen Preise.

Der Klepper war vor Pastourias stehen geblieben, dessen Pendel nicht

mehr einfach schaukelte, sondern wie toll hin und her schwenkte.

— Steigen Sie bitte ab, befahl Pastourias.

Der Metzger folgte der Einladung.

— Sie sehen diese Kugel?

— Gewiss, mein Herr, sie scheint ganz verhext zu sein?

— Sie klagt Sie eines grossen Vergehens an.

— Wie... Was... Sie klagt mich an? Ja, was will eigentlich dieser Totenträger von uns... mit seinem schwarzen Gehrock... was habt ihr denn zu grinsen ihr andern..., man sollte es nicht gestatten, dass die Narren so allein herumspazieren.

— Was verstecken Sie in ihrem Karren?

— Was ein Metzger verkauft... Fleisch!

— Ja! Fleisch, das mag stimmen..., aber gestohlenen Fleisch.

Der Metzger erhob seine Peitsche über dem Kopfe von Pastourias; der Feldhüter konnte ihn gerade noch am Aermel festhalten.

— Kaltblütig fuhr der Pendelkünstler fort.

— Oeffnen Sie Ihren Karren.

— Nein!

— Doch, öffnen Sie, betonte der Feldhüter.

Der Mann, dessen Gewissen offensichtlich ruhig war, schob den Deckel weg, unter welchem sein Fleischproviand untergebracht war.

Zwei Schweineviertel kamen zum Vorschein. Pastourias trat näher, als wolle er es beriechen.

— Und das?

Er wies mit dem Finger auf das eine Stück, auf welchem sich zwei runde Flecken befanden, die durch das Abbrühen nunmehr grau waren.

— Das ist ja unser Schwein und der Metzger ist der Dieb, schrie die erboste Frau des Ugène. Und sie suchte überall ihren Mann, um einen Zeugen des Diebstahls zu haben.

Ugène jedoch war verschwunden!...

Alles ward rasch aufgeklärt: Am Tage vorher hatte sich der Metzger, auf eine persönliche Einladung des Ugène, an den *le Fays* bezeichneten Ort begeben, wo die Schweine sich im Freien herumtrieben; er hatte gleich das fetteste erkannt, hatte es bar bezahlt und sofort auf seinem Karren zum Schlachthof geführt, « aber sage ja nichts meiner Frau », hatte Ugène dem Käufer angeraten; das geht sie nichts an...

Pastourias war strahlend:

— Hatte ich es Ihnen nicht gesagt, Herr Nicolet, die Radiesthesie ist unfehlbar.

— Ich begreife jetzt alles, bemerkte der Strassenwarter; so konnte der Ugène sich Taschengeld verschaffen, was ihm erlaubte, seiner Frau nichts zu verlangen. Das wird eine schöne Bescherung geben...

Und tatsächlich gab es eine schöne Bescherung für den Ugène: seine Frau hatte ihn kurz vor der ehelichen Behausung getroffen; in der Hand hielt sie die Peitsche des Metzgers und weder ihre Hand noch die Peitsche blieben untätig; einige nicht gerade liebevolle Benennungen schienen den Hieben noch mehr Nachdruck geben zu sollen.

— Gelt', du Lämmel, du hast das Schwein verkauft, um trinken zu können; du hast geglaubt, dass man es nie erfahren würde. Gerade wie mit meinen Gänsen vom vorigen Winter... und das Kalb vom vorigen Jahr, wo ist es hingekommen?... in die Wirtschaft!

Ugène flüchtete auf den Speicher, wo er die Nacht verbrachte. Am Morgen verzieh ihm seine Frau. Und als der Metzger von Champrenone vorbeifuhr, gab sie ihm seine Peitsche mit dem Bemerken zurück:

— Sie würden übrigens auch eine tüchtige Tracht Prügel damit verdienen.

Maurice Garçon.

## Populäre Naturwissenschaft.

### Die Luftfahrt.

Frei zu schweben, wie der Vogel in der Luft, die weite Welt zu überfliegen, ungehemmt in das Wolkenmeer zu steigen, den Sternen nahe zu kommen, dahin strebte allzeit die Fantasie der Menschen; doch, dass sich dieser Wunsch einst dergestalt verwirklichen könnte, träumte auch dem Allerkühnsten nicht.

Ikarus hatte, der Sage nach, wohl versucht dem Labyrinth, in welchem er eingesperrt war, zu entkommen, indem er sich mit Wachs verklebte Flügel an die Schultern befestigte; er stieg zwar in die Höhe, kam jedoch der Sonne zu nahe, bei deren Hitze das Wachs schmolz und der unselige Flieger in die Tiefe stürzte.

Viele Erfinder haben seitdem das schwierige Problem zu lösen getrachtet. Manche haben leider ihr tapferes Unternehmen mit dem Leben bezahlen müssen. Doch, wenn auch ihr Werk nicht gelungen ist, so hat sich doch ihr Grundgedanke weiterverpflanzt. Aus den anfänglichen Versuchen hat sich, nach und nach, das Flugzeug entwickelt und verbessert, bis es schliesslich zur heutigen Vollendung gelangte.

Die Geschichte der Luftfahrt ist zugleich die Geschichte des kühnen Muts, des standhaften Willens, der heldenhaften Aufopferung für ein herrliches Ziel, dessen Erreichung unserem Zeitalter beschieden war. Wir dürfen stolz sein auf die Eroberung der Luft, jenes Elementes, das den Menschen so lange verschlossen blieb. Doch auch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit sollen wir der vielen Helden gedenken, all' jener, die an der Ausarbeitung des grossen Werks mitgewirkt haben, wobei so viele ihr Leben lassen mussten.

Die Luftfahrt (Aeronautik) zerfällt 1. in Luftschiffahrt (Aerostatik), mittelst gasgefüllter Hüllen («leichter als Luft») und 2. in Flugwesen (Aerodynamik) mit Flugapparaten ohne Gashülle (daher «schwerer als Luft»).

#### I. Die Luftschiffahrt.

Der erste «fliegende Mensch» seit dem misslungenen Experiment des Ikarus, wird im XV. Jahrhundert erwähnt: es ist J. B. Dante von Péronne. Nach ihm unternahm Malmersbury im XVI. Jahrhundert, der Mechaniker Besnier (1679), Deghen (1812), Leteur (1851), de Graeff (1871) und D. Lilienthal (1893—1896) zahlreiche Aufstiege. Der von den Brüdern Montgolfier erdachte, mit heisser Luft gefüllte, Papierballon stieg zum erstenmal am 5. Juni 1783 in Anonay auf. Das Experiment wurde in Versailles in Gegenwart des Königs wiederholt.

Hierauf unternahm Pilatre de Rozier und Marquis d'Arlande den gefahrvollen Flug über Paris. Kaum hatte Montgolfier die Lösung des Problems vorausgesehen, so befasste sich schon unser gelehrter Physiker Charles mit der Herstellung des aerostatischen Materials. Und an Stelle der leicht entzündbaren Montgolfière verfertigte er den freien Luftballon in der bekannten Form, den er mit Wasserstoff und später mit Leuchtgas füllte; neuerdings verwendet man das ungefährliche allerdings teure Helium.

Nun war die Technik des Ballons gefunden.

Blanchard war der erste, der in Begleitung eines Engländers, D' Jeffries, die erste Ballonfahrt über den Ärmelkanal, am 7. Januar 1785 unternahm und glücklich in England landete.

Während der französischen Revolution wurden die Ballone in der Schlacht von Fleurus zur Beobachtung der feindlichen Linien verwendet.

Im Jahre 1799 erfand Garnerin den Fallschirm.

Von nun an vermehrten sich die Aufstiege, die namentlich zu wissenschaftlichen Forschungen dienten.

Von Humbold und Bonpland stiegen am 24. Juni 1802 bis zu 5.878 Meter Höhe, um

den Luftdruck und die Temperatur zu beobachten. Am 16. September 1804 erreichte Gay-Lussac die Höhe von 7.016 Meter. Im Jahre 1836 unternahm der Engländer Green, welcher seinen Ballon mit Leuchtgas gefüllt hatte, die Ueberfahrt des Ärmelkanals, wobei er das von ihm erfundene Schleppseil benützte. Mit zwei Passagieren stieg er in London auf und landete im Herzogtum Nassau, nachdem er die längste Strecke, die bis dahin erreicht war, d. h. 800 Kilometer in 18 Stunden zurückgelegt hatte.

Zwecks wissenschaftlicher Beobachtungen stiegen Barral und Bixio im Jahre 1850 bis zu 6—7000 Meter Höhe. Zwei Jahre später stellte Giffard den ersten mechanisch angetriebenen und gelenkten Ballon her. Hierauf, im Jahre 1859, nahm Nadar, in Begleitung von Eugène und Jules Godard, die ersten photographischen Aufnahmen von der Ballongondel aus. Er selbst auch baut 1863 den Ballon «le Géant» (6000 Kubikmeter) während Godard die Montgolfière «l'Aigle» herstellt. Anlässlich der Pariser Weltausstellung 1867, unternimmt der berühmte Astronom Camille Flammarion eine Reihe wissenschaftlicher Aufstiege und die Brüder Gaston und André Tissandier, deren Name mit der Geschichte der Luftschiffahrt eng verknüpft ist, wagen ihrerseits zahlreiche, lehrreiche Aufstiege. Die mit dem «Zenith» unternommene Fahrt in sehr grosse Höhe kostete den beiden Luftfahrern Sivel und Crocé-Spinelly das Leben. Während der unheilvollen Tage der Belagerung von Paris bot der Ballon die einzige Möglichkeit, um mit der Provinz zu verkehren. Die französischen Luftfahrer: Nadar, Eugène Godard, Gabriel Maugin, Duruof, Yon, Camille Dartois, die Brüder Tissandier, Hervé Maugon, auch tapfere Marinesoldaten sind die Vermittler der Botschaften, die aus der Grossstadt in die Provinz fliegen und von dort auf demselben Weg den Belagerten Antwort bringen. Eine Luftfahrt nach dem Nordpol war zu verlockend, um nicht kühne Helden zu veranlassen, dieselbe zu wagen:

André mit seinen beiden Begleitern Fraenkel und Strindberg, unternahmen die

gefährvolle Reise im Jahre 1887... und kehrten nie wieder zurück...

Hervé verwendete ein vorzüglich ausgearbeitetes Material, das sich auch bei den höchst interessanten Fahrten des Herrn Henri de la Vaulx über dem Mittelmeer aufs beste bewährt hat (1900—1901).

Der Gasbehälter eines Luftballons ist kugelförmig. Die Ballonhülle, aus Seide, Baumwolle, Goldschlägerhaut, mit Firnis oder Kautschuklösung gedichtet, wird mit leichtem Gas gefüllt. Der Franzose Montgolfier, der Schöpfer der Luftschiffahrt, benutzte (1783) erhitzte Luft, Charles bereits Leuchtgas und Wasserstoff. Man rechnet auf 1 cbm Leuchtgas einen Auftrieb von 0,7 kg, auf 1 cbm Wasserstoff 1,1 kg. Mit den sogenannten Freiballonen hat man besonders vor einigen Jahren Weit-, Dauer-, Höhen-Erkundungsfahrten, namentlich zu sportlichen, wissenschaftlichen oder militärischen Zwecken unternommen. Der Kugelballon hat oben ein Ventil mit Ventilleine zum Gasauslassen, unten einen schlauchförmigen Füllansatz (Hals). Die Ballonhülle ist vom Netz umgeben, das unten in den Ring endet; an diesem hängt der Ballonkorb, der den Luftschiffer, Instrumente, Ausrüstungsgegenstände, sowie Ballastsäcke mit Sand trägt. Der früher übliche Anker zum Landen ist durch eine Reissvorrichtung mit Reissleine ersetzt, wodurch man die Hülle einreissen und das Gas augenblicklich entweichen lassen kann. Vom Ring herab hängt das 100—150 m lange Schleppseil, das beim Sinken des Ballons auf dem Boden schleift und die Traglast verringert.

Die zweite Periode der Luftschiffahrt beginnt mit der Erfindung der «lenkbaren Luftballone», wobei sich hervorragende französische Gelehrte mit Ruhm bedeckten.

Wenn auch die Brüder Montgolfier zwar noch keine mechanische Möglichkeit besaßen, um ihren Ballon zu lenken, so hatten sie doch jedenfalls eine Vorahnung des in der Zukunft Erreichbaren.

Bereits Guyton de Morvan befasste sich eingehend mit der Frage der Lenkbarkeit; später auch General Meusnier (1784); diesem verdanken wir übrigens die drei Grundprinzipien des lenkbaren Luftschiffs: die längliche Form, die Unver-

änderlichkeit dieser Form vermittelt kleiner innerer Ballonets und die Anwendung des schraubenförmigen Triebwerks, der Luftschraube (Propellers).

Henri Giffard baute (1852—1855) zwei lenkbare Dampfluftschiffe dieser Art und im Jahre 1870 arbeitete der Marine-Ingenieur Dupuy de Lôme die Frage weiter aus und stieg (1872) mit HH. Zédé und G. Yon in einem lenkbaren Luftschiff von 3.454 Kubikmeter in 1.020 Meter Höhe.

Mit Gaston und Albert Tissandier (1881—1884) treten die Fortschritte der Apparate immer deutlicher zu Tage und aus ihren Experimenten ergibt sich die Notwendigkeit der Verwendung eines leichten Motors.

Nun der Weg gebahnt ist, ist das Ziel nicht mehr fern. Aber erst der 22. September 1885 sollte für die Lenkbarkeit der Ballons ein entscheidendes Resultat bringen, als Colonel Renard den ersten Rundflug vollführte. Kurz darauf erfolgte der Aufstieg des lenkbaren Ballons «la France», geleitet von Capitaine du Génie Renard und Capitaine Krebs (1864 Kubikmeter Länge, 50 Meter, Durchmesser, 8,40 Meter, sein 100 kg schwerer elektrischer Motor von 9 H. P. bewegte eine Schraube von 7 Meter Durchmesser am Vorderteil der Gondel.)

Der Deutsche Wölfert war der erste, der einen leichten Petroleummotor benutzte, dessen sich auch Santos-Dumont (1898) in einer entscheidenden Probefahrt bediente, welche ihm den vom H. Henry Deutsch de la Meurthe gestifteten Preis von 100.000 Fr. eintrug.

Im Jahre 1902 bauten und erprobten die Brüder Lebaudy zwei grosse, lenkbare Luftschiffe — Typus der halbstarren Luftschiffe — «Lebaudy» und «Patrie», welche von der französischen Regierung erworben wurden. Diesen folgten «la Ville de Paris» von H. Deutsch und «Clément-Bayard» von H. Clément; sodann die Modelle des Ingénieurs Torrès, welche in ihrer Ausführung die Vollkommenheit des lenkbaren Luftschiffs darstellen.

Das Problem war also in seiner grossen Linien gelöst und gleichzeitig wurden auch im Ausland ähnliche Bauten unternommen.

Deutschland schuf seine mächtigen «Zeppelin», Gross, Parseval, England seinen «Nulli-Secundus», Spanien seinen «Torres-Guevedo», «Astra» usw...

Die durch Motor und Schraubenpropeller bewegten Luftschiffe haben zigarrenähnliche Form, die das Durchdringen der Luftschichten begünstigt; Lenkluftschiffe werden meist mit Wasserstoff gefüllt, Höhen- und Seitensteuer dienen dazu, sie nach gewünschter Richtung zu führen.

Man unterscheidet Luftschiffe mit Ballonnet oder Prallschiffe und Luftschiffe ohne Ballonnet oder Starrschiffe. In der ersten Gruppe trennt man unstarre Luftschiffe (Parseval), deren Tragkörper keine Versteifungsstelle besitzt und halbstarre (Lebaudy), bei denen ein Teil des Ballonskörpers als Traggerüst ausgebildet ist. Das Ballonnet der Prallschiffe ist ein kleiner Ballon innerhalb der grossen Hülle, in den mittels Ventilator Luft hineingedrückt werden kann. Hierdurch wird verhindert, dass bei dem allmählich eintretenden Gasverlust die Hülle ihre Form verliert. Auch wird durch das Ballonnet die Mitnahme von Ballast, wie andererseits das Entweichenlassen von Gas zwecks beabsichtigter Höhensteigerung unnötig.

Der Antrieb aller Luftschiffe geschieht durch Benzinmotoren mittels Luftschauben (Propeller).

Beim halbstarren System ist nur ein Teil des Ballonkörpers versteift, und zwar meist der Boden durch ein Kielgerüst.

Die Starrschiffe (ohne Ballonnet), haben einen Tragkörper, dessen Form vom Gasinhalt unabhängig ist: ein Gerüst mit Stoffüberzug bildet einen Hohlraum, der die Gasbehälter Gaszellen birgt; das wichtigste Starrschiff ist das Zeppelin-Luftschiff (erstes Modell 1900).

Der erste Luftballon liegt schon weit zurück in der Geschichte der Luftschiffahrt; das lenkbare Luftschiff steht noch, wenn auch schon in Abnahme begriffen, in der Gegenwart, das Flugzeug aber beherrscht die Zukunft.

Denn trotz allem hat die Bautechnik das Problem der steifen Ballone, hauptsächlich der lenkbaren Ballone nicht vollständig bewältigt und obwohl bewunderungswürdige Erfolge erzielt wurden, na-



mentlich in Russland, Italien, Deutschland, bleibt es eine Frage, ob sie sich in Zukunft bewähren werden.

Die selbsttätigen Piloten, Sondier-, Registrierballons sind sehr leichte, oft doppelte Ballone, die mit Wasserstoff gefüllt werden, damit sie sehr hoch steigen, und mit besondern Vorrichtungen und Instrumenten ausgestattet sind, zur Erforschung hoher Luftschichten.

Die kühnste Leistung auf diesem Gebiete bleibt der Aufstieg des Professors Picard im Stratosphärenballon mit welchem er die Höhe von 15.000 Meter erreichte und äusserst interessante Messungen und Beobachtungen vornehmen konnte.

Auch zahlreiche Luftfahrten über dem Meeresspiegel wurden im freien Ballon unternommen, bevor der berühmte Flieger Louis Blériot mit seinem Flugzeug («schwerer als Luft»), am 3. Juli 1909 als erster den Kanal zwischen Calais und Dover überflug, womit er die prophetischen Worte des Engländers Glaisher auf glänzende Weise verwirklichte. Glaisher, Direktor des meteorologischen Instituts von Greenwich hatte im Jahre 1870 geschrieben: Es gibt keine Grenzen auf dem Gebiete des Gedankens und die Forschungen des menschlichen Geistes gehören allen Völkern der Welt. Jedoch ist jede zivilisierte Nation berufen, sich an dem grossen Werk der Naturstudien zu beteiligen und diejenigen Zweige, die ihrem Genie eigen sind, zu erwählen. Frankreich hat der Welt den Ballon gegeben. Frankreich steht es zu, sein Werk zu vervollständigen und die Eroberung von Mongolfier und Charles zu entwickeln.

## II.

### *Flugwesen.*

Als Schöpfer der Flugtechnik betrachtet man O. Lilienthal, der mit einem motorlosen Gleitflugapparat von erhöhten Punkten Gleitflüge unternahm (1896), und Ader, der in demselben Jahr auf einem von ihm gebauten Flugzeug aufstieg und der somit den Kunstflug (Aviatic) erfand. Der Engländer Sir John Caylay hatte bereits 1809 ein Flugzeugprojekt eingehend beschrieben. Dann schufen in Amerika die Brüder Wright aus dem Gleitflieger den ersten durch Motor und Propeller brauchbaren

Flugapparat (1904). — Die Aviatic besteht somit in der Kunst, einem Körper, der «schwerer ist als Luft», das Aufsteigen und die Lenkung in der Luft zu gestatten.

Man teilt jetzt die Flugmaschinen (Flugzeuge) in Aeroplane, Schraubenzieger, und Flügelflieger, je nachdem der Auftrieb durch «Drachenbewegung, Schraubendrehung oder Flügelschlag» erfolgen soll. Bisher haben sich indessen nur die Aeroplane praktisch bewährt. Diese teilt man, je nach der Anzahl der Tragflächen in Eindecker (Monoplane), Zwei- und Mehrdecker ein.

Der allgemeine Aufbau eines Flugzeuges ergibt sich hauptsächlich aus der Eigenart seiner Fortbewegung. Ein jedes Motorflugzeug muss demnach Vorrichtungen besitzen, die 1. die Maschine tragen und durch die Luft bewegen; 2. zur Aufnahme von Lasten dienen; 3. die Flugrichtung beeinflussen, und 4. die Bewegung des Flugzeugs auf dem Boden beim Start und bei der Landung (bzw. beim Wassern) ermöglichen.

Die zweckentsprechende Anbringung dieser Vorrichtungen führt zur Bildung der bekannten Normalform eines Motorflugzeuges.

Im Gegensatz zu den anderen Beförderungsmitteln ist das Flugzeug in der Lage, sich in drei Richtungen im Raume zu bewegen und bei hoher Fluggeschwindigkeit, den kürzesten Weg — die Luftlinie — zurückzulegen. Aus der Eigenart seiner Bewegung und seiner Geschwindigkeit ergeben sich auch die zahlreichen Aufgaben, die dem Flugzeug zufallen:

Bei allen Flugzeugen kann man folgende Bauteile bzw. Bauteilgruppen unterscheiden: den Rumpf, das Tragwerk, das Fahrwerk und das Steuerwerk. Alle diese Teile zusammen ergeben das Flugwerk. Bei den Motorflugzeugen kommt als weitere Bauteilgruppe noch das Triebwerk hinzu.

Der Rumpf dient zur Aufnahme des Flugzeugführers, des Triebwerkes, der Nutzlast usw. Er bildet den Träger der Flossen und Ruder. Ausserdem sind Tragwerk und Fahrwerk an ihm befestigt; Hauptbestandteil des ersteren sind die Flügel (Eindecker und Mehrdecker).



**Das ist  
einmal  
wirklich  
weisse  
Wäsche**

- A.** Ja was machen Sie denn, um ein so blendendes Weiss zu erzielen ?  
**F.** Das ist sehr leicht. Ich lasse meine Wäsche in Persil kochen.  
**A.** Einfach in Persil ? Aber kochen, genügt denn das ?

**F.** Gewiss, wenn Sie Persil verwenden. Die Persillösung, die dank ihrer speziellen Zusammensetzung bis in das Innerste der Fasern eindringt, säubert dieselben von jeglichem, noch so fest anhaftenden Schmutz und verleiht dadurch der Wäsche dieses strahlend weisse Aussehen.

**Persil**  
 PRODUIT FRANÇAIS

PER 22-0462 F

*Lave tout  
 tout seul.*



C'EST UNE SPÉCIALITÉ LEVER

Der Luftwiderstand nimmt mit der Geschwindigkeit zu, was auch für den Antrieb gilt. Das Flugzeug kann sich demnach beim Start erst dann vom Erdboden oder von der Wasseroberfläche abheben, wenn seine Startgeschwindigkeit so gross wird, dass der erzeugte Auftrieb das Fluggewicht überwindet: bis zur Erreichung dieser Geschwindigkeit muss dabei die Maschine eine bestimmte Strecke auf dem Boden oder auf dem Wasser zurücklegen. — Das Fahrwerk soll die mit den angeführten Vorgängen verbundenen Bewegungen auf dem Erdboden und auf dem Wasser ermöglichen.

Das normale Fahrwerk der Landflugzeuge setzt sich zwecks Erzielung einer sicheren Lagerung auf dem Boden aus einem Hauptfahrgestell und mit zwei in Schenkeln oder Streben gefederten Laufrollen und einer Schwanzkufe zusammen. — Gleit- und Segelflugzeuge sind nur mit einer Kufe in Rumpfmittle ausgestattet. Bei Schwimmerflugzeugen treten an die Stelle der Laufrollen kastenförmige Schwimmkörper (Schwimmer); die Räder können auch durch Schneekufen ersetzt werden.

Durch das Leitwerk wird die Flugrichtung bestimmt; es fallen ihm somit folgende Aufgaben zu:

1. Erhaltung des Apparates in einer bestimmten Fluglage (Stabilisierung) und
2. Aenderung der Flugrichtung nach dem Willen des Piloten (Flossen am Ruder).

Das Steuerwerk umfasst alle Teile, die zur Betätigung der Ruder dienen. Der Steuerungseinbau im Rumpf besteht meistens aus einem von Hand in zwei Richtungen schwenkbaren Steuerknüppel für die Höhen und Quersteuerung und einem Fusshebel für die Seitensteuerung. Bei schweren Maschinen tritt an die Stelle des Steuerknüppels eine Steuersäule mit Handrad.

Zum Triebwerk der Motorflugzeuge gehören diejenigen Teile, welche die Vortriebskraft erzeugen, vor allem also der Flugmotor in Verbindung mit der Luftschraube. — Weiter rechnet man dazu: Brennstoff- und Schmierstoffbehälter, Kühler, Leitungen, Instrumente zur Ueberwachung der Triebwerksanlage

usw. — Der Flugmotor ist meist ein Benzinmotor (Kolbenmotor) mit stehenden, hängenden oder sternförmig angeordneten Zylindern. Neuerdings ist man bestrebt, den Röhlmotor wegen seiner Feuersicherheit und Billigkeit im Betriebe einzuführen. — Auch die Anwendung anderer Kraftmaschinen, wie z. B. der Gasturbine, der Dampfmaschine und des Rückstosserzeugers (Rakete) im Flugzeug wurde, zum Teil mit Erfolg, versucht.

Weiterhin lassen sich die Flugzeuge in motorlose Flugzeuge (Gleit- und Segelflugzeuge) und in Motorflugzeuge unterscheiden.

Nachstehend geben wir einen kurzen Ueberblick über die verschiedenen Flugarten und die aus ihnen sich ergebenden Sonderflugzeuge:

a) *Gleitflug* — *Gleitflugzeuge*. — Kleine Gleitwinkel lassen sich mit leichten Flugzeugen ohne Motor erzielen, die ausschliesslich dem Gleitfliegen dienen; bei abgestelltem Motor kann auch das normale Motorflugzeug — z. B. bei der Landung — den Gleitflug ausführen. Der Gleitflugsport bildet in der Regel die Vorstufe für eine spätere Segelflieger- und Motorfliegerausbildung.

b) Als Vorbild für den Segelflug mit Maschinen dürfte der Segelflug der Vögel gelten, bei welchen sie scheinbar mühelos und ohne Flügelschlag weite Strecken in grosser Höhe durchfliegen.

Wie der Segelflug der Vögel, so wird auch der Segelflug mit Maschinen in aufsteigenden Luftströmungen ausgeführt; unter Segelflug versteht man also einen Gleitflug ohne Höhenverlust. Die Segelflugzeuge weisen wesentlich kleinere Gleitwinkel und geringere Sinkgeschwindigkeiten auf als Gleitflugzeuge.

c) *Motorflug mit Flügeln ohne Zusatzbewegung*. — Durch Betätigung der Steuerung lässt sich das Flugzeug aus der gezeichneten Normallage in andere Flugstellungen bringen, so dass man ausser dem horizontalen Motorflug und dem Gleitflug beim Motorflugzeug noch folgende Flugzustände unterscheiden kann: Start und Landung, Steigflug (Höhenflug), Kurvenflug, und aus diesen Flugarten zusammengesetzt, der Kunstflug.

d) Flug mit Drehflügeln; Drehflächenflugzeuge. — Die Drehflügel, von denen mehrere auf gemeinsamer Nabe befestigt sind, drehen sich um eine senkrechte Achse und erzeugen so den zum Fliegen erforderlichen Auftrieb: ihre Wirkungsweise entspricht der einer Luftschraube.

Nach der Art der Auftriebserzeugung der Dachflügel unterscheidet man: Hubschrauber und Tragschrauber. Die Drehflächenflugzeuge weisen, abgesehen von der Flügelausführung und -lagerung, die gleiche Grundform und die gleichen Hauptteile (Rumpf, Fahrwerk, Leitwerk usw.), wie das normale Motorflugzeug mit starren Flügeln.

Hubschrauber. — Als Huborgane besitzt das Flugzeug zwei Luftschrauben von allgemein üblicher Bauart, die seitlich vom Rumpf in Armen gelagert sind und vom Motor zwangsläufig angetrieben werden. Zur Erzeugung des Vortriebes beim Wagerechflug dient, wie beim normalen Motorflugzeug, eine Zugschraube.

Der Tragschrauber, auch Windmühlenflugzeug oder Autogiro genannt, ist eine Erfindung des Spaniers de la Cierva. Seine Brauchbarkeit im Luftverkehr ist praktisch erwiesen.

Auch bei diesem Flugzeugtyp erfolgt die Auftriebserzeugung durch Flügel mit senkrechter Drehachse, während der Vortrieb durch eine im Rumpfkopf gelagerte Zugschraube hervorgerufen wird.

e) Flug mit schwingenden und umlaufenden Flügeln: noch nicht einwandfreie Herstellung.

Somit kommen von den angeführten Flugzeugarten nur folgende in Frage:

Motorloser Flug: Gleit- und Segelflugzeuge.

Motorflug: Flugzeug mit festen Flügeln und Tragschrauber.

Aus einer ausgezeichneten Studie\*) entnehmen wir, dass das moderne Flugzeug in Frankreich eine lobenswerte Entwicklung erreicht hat.

« Wir besitzen den leistungsfähigsten Luftmotor der Welt, sowie den leichtesten, best ausgearbeiteten, leistungsfähigsten

\*) Le « Document », juin 1935, Rôles de l'air.

Wassermotor. Wir werden demnächst einen vorzüglichen Motor haben.

Auf unseren Handelslinien transportieren unsere Flugzeuge 11—30 Passagiere in einer Geschwindigkeit von 275 Kilometer in der Stunde. Ein französischer Motor ist es, der den Atlantischen Ozean am häufigsten überflogen hat. Der Rekordflug Paris—New York wurde mit französischem Apparat ausgeführt. Wir waren die ersten, die das leichte Flugzeug gebrauchten und unser bekannter Flieger Delmotte hat mit einem Motor von 300 PS. den von einem amerikanischen Motor von 800 PS. innegehabten Schnelligkeitsweltrekord übertrumpft und unseren französischen Landesfarben erworben.

Dass unser Flugmaterial auch in andern Ländern immer mehr geschätzt wird, ergibt sich aus folgenden Zahlen:

Im Jahre 1932 exportierten wir Flugmaterial für 87 Millionen.

Im Jahre 1933 exportierten wir Flugmaterial für 74 Millionen.

Im Jahre 1934 exportierten wir Flugmaterial für 130 Millionen.

Unsere Flugzeugindustrie, die der Autorität des Generals Denain untersteht, ist im Begriff, nicht nur die grösste Anzahl von Flugzeugen herzustellen, sondern auch deren vollkommenste Ausführung zu gewährleisten, wofür ihr der Staat die den modernsten Anforderungen genügenden Experimentierungszentren zur Verfügung stellt. Seiner Tradition getreu, bleibt Frankreich an erster Stelle mit den Fortschritten der modernen Technik.

Auch sind den Lufttouristen schon zahlreiche Modelle leichter Flugzeuge zur Auswahl geboten. Die Start- und Landungsplätze mehren sich. In nächster Nähe aller grösseren Städte sind solche vorgesehen. Nahezu 200 Aeroklubs bemühen sich um dieses neue Wandermittel. Einer der ersten ist unser elsässischer Flugsportklub, der sich unter der umsichtigen Leitung seines Präsidenten, Herrn André Helmer, zu rascher Blüte entwickelt hat.

Aus der offiziellen Statistik der Strassburger Handelskammer ergibt sich, dass die vom Landungsplatz Strassburg abtransportierte Flugzeuglandung 813 Passa-

giere, 200 000 Kilo Waren und 3—5000 Kilo Post betrug.

«Die Verbindungslinien der französischen Handelsluftschiffahrt», sagte Herr Flandin, «werden dereinst die ganze Welt umspinnen.» Leider hat sich bis heute diese Prophezeiung noch nicht bestätigt. Mit ihren 43 000 Kilometer Ausdehnung, ihren 50 000 Passagieren und ihren 1800 Tonnen Post und Transportmaterial, die sie im Jahre 1934 befördert hat, ist sie bei weitem noch nicht die erste der Welt.

Immerhin dürfen wir stolz sein, dass das Riesenwasserflugzeug «Lieutenant de vaisseau Paris» (30 Meter Länge, 6 Meter Höhe, 50 Meter Umfang, Triebkraft 5200 PS.) zur Zeit der erste Flugapparat der Welt bleibt, der sich im transozeanischen Transport von 70 Passagieren mit dem «Zeppelin» messen kann.

In Europa verbinden unsere Linien: Paris mit London, Brüssel, Warschau, Sofia, Malmoe, Moskau. Eine Verbindungslinie besteht mit Afrika: Marseille—Alger; Marseille—Tunis; Toulouse—Casablanca—Dakar, ungeachtet der Binnenlinien.

Schon besteht eine regelmässige direkte Verbindungslinie Paris—Madagascar über die Saharawüste und Aequatorial-Afrika.

In Asien wurde unsere Linie nach französisch Indo-China (über Syrien, Irak und Indien), welche seit drei Jahren schon regelmässige Verbindung vermittelt, über Bangkok und Vieu-Téan nach Hanoi verlängert und demnächst werden unsere kühnen Piloten auch China überfliegen.

In Bezug auf Amerika musste der französische Flugdienst einen schweren Kampf bestehen, aus dem er schliesslich, dank dem heldenmütigen Start von Mermoz Bonnot und Bousson trotz siegreich hervortrat und seinen Vorrang befestigte.

Noch bleibt der nördliche Teil des Grossen Ozeans zu bewältigen, auf dem bis jetzt nur vereinzelte Versuche stattgefunden haben, denn die Schwierigkeiten, sowohl der Entfernung als auch der meteorologischen Bedingungen wegen, haben noch keinem Land eine regelmässige, endgültige Verbindung gestattet.

Der Amerikaner Lindbergh, der kühne Flieger, hat als erster die Strecke New York—Paris am 20.—21. Mai 1927 gewagt

und siegreich die 5840 Kilometer zurückgelegt. Nach ihm haben Chamberlin (6200 Kilometer) und Byrd denselben Flug ausgeführt. Rossi ist einer der seltenen Piloten der Welt, der den nördlichen Atlantischen Ozean in den beiden Richtungen hin und zurück überflogen hat.

Zurzeit richtet Frankreich sein Augenmerk auf eine Verbindung über die Azoren- und Bermudainseln.

Hinsichtlich der praktischen Geschwindigkeitsmöglichkeit der Verbindungslinien steht zurzeit an erster Stelle das Postflugzeug New York—San Francisco, welches die Strecke in 32½ Stunden zurücklegt.

In den letzten Jahren haben wir verschiedene Geschwindigkeitsrekorde erlebt, unter andern den direkten Flug der Brüder Arrachart von Paris nach Bassora (4305 Kilometer), von Girier und Dordilly von Paris nach Omsk (4715 Kilometer) und die Flugreise von Thalle und Wiener direkt ohne Zwischenlandung von Paris nach Bender-Abbas (5170 Kilometer).

Am 1. Januar 1929 stieg ein amerikanisches Flugzeug «Question Mark» mit fünf Passagieren in Los Angeles in die Höhe und hielt sich hundertfünfzig Stunden lang in der Luft, dadurch, dass ein anderes Flugzeug über ihm es mittelst Schläuchen mit Oel und Benzin versorgte.

Eine andere Dauerrekordleistung war diejenige der Brüder Fred und Al Key, welche in Meridian (Missouri) aufstiegen, sich ebenfalls im Flug verproviantieren liessen und 27 Tage und 5 Stunden lang in der Luft kreisten.

Einer der letzten Sieger über den nördlichen Atlantischen Ozean war der Lithuaner Waitkus.

Die bedeutendsten Flugrekorde vom Jahre 1934 waren folgende:

Mit seinem Wasserflugzeug erreichte der Italiener Agello eine Geschwindigkeit von 709 km pro Stunde, der Franzose Delmotte, auf seinem Flugzeug, eine solche von 505 km; der Italiener Donati hatte den Höhenrekord = 14 433 Meter Codos und Rossi den Weltrekord des Fluges in gerader Linie = 12 000 km New York—Rayak (Syrien) geschlagen.

Bei Beginn des Weltkrieges hatten wir sozusagen keine Militäraviatik; dieselbe ist mit unglaublicher Schnelligkeit ge-

gründet worden und hat wesentlich zu unseren Erfolgen, zum Endsieg beigetragen! Auch dürfen wir daher unsere wackeren Piloten nicht vergessen, die freudig ihr junges Leben fürs Vaterland geopfert haben. Wir wollen hier nur der tapfersten, wie Guynemer, Nungesser, Marchal, Garros, Fonk, Pégoud, Romanet, Heurtaux, Madon, Pinsard, Haegelen, Marinowitsch... gedenken. Wie die Nachbarländer, müssen wir — zu unserer Sicherheit — bestrebt bleiben, unsere Jugend für die Aviatik zu interessieren, für welche Frankreich immer noch auf seine weltbekannten Piloten der Jetztzeit stolz sein darf. Möge unsere Jugend sich für Bellonte, Coste Codos, Reginensi, Mermoz, Destroyat, Sadi Lecointe, Doret, Detri, Delmotte, Jappy, Rossy, Carlier, Finat Puget, Texier, Gingol und wie sie alle heißen, begeistern und ihrem Beispiel folgen, denn wir benötigen noch zahlreicher guter Piloten.

Es wäre ungerecht, wenn wir hier nicht auch der «Damen» gedächten, die sich mit heldenhaftem Mut und Ausdauer dem Flugwesen gewidmet haben. Vor allem möchten wir unsere tapfere Landsmännin Maryse Hils erwähnen, auf deren Leistungen wir stolz sein dürfen; Hélène Boucher, Marise Bastié, Miss Amelia Earhard, die erste Frau, die den Atlantischen Ozean überflog, Miss Laura Ingalls, Joan Batten, Marquise Carina Vegroue, auch Mme Finat, die demnächst an Stelle ihres beim Flug getöteten Gatten sich zum Start vorbereitet.

Aber nicht nur zum Transport von Passagieren, Post und Waren, zu militärischen und wissenschaftlichen Zwecken oder zum Sport dienen die Flugzeuge, auch im Sanitätsdienst werden sie neuerdings mit Erfolg benutzt, namentlich in den abgelegenen Koloniegebieten.

«Es ist aber immerhin noch eine gefährliche Sache, in ein Flugzeug zu steigen...», werden uns die meisten Leser antworten.

Durchaus nicht! Kein einziges Verkehrsmittel ist weniger gefährlich als ein Flugzeug denn auf unseren französischen Luftlinien zählte man, 1921, 1 schweren Unfall auf 250 000 km; heute einen

schweren Unfall auf 10 Millionen durchflogene Kilometer.

Unsere Fabriken bauen herrliche Apparate und zuverlässige Motore. An Flugzeugfabriken sind zu nennen: Société des Aéroplanes Potez, Caudron-Renault, Salmson, Bréguet (Wibault, Morane, Saulnier, Manhouissin), Bloch, Lioré, Farman, Dewoitine, Hanriot; Motore liefern: Hispano-Suiza, Gnôme et Rhône, Lorraine Petrel.

Das Flugzeug hat somit allen andern Beförderungsmitteln gegenüber nicht nur seine Gleichberechtigung ja sogar seine Ueberlegenheit bewiesen. Wegen seiner schnellen Bewegung durch die Luft ist es berufen, Aufgaben zu erfüllen, die vor allem auf den Gebieten der Forschung, des Verkehrs, der Wehrtechnik und des Sportes liegen.

Die Weiterentwicklung des Flugwesens wird beeinflusst durch das Bestreben, die Wirtschaftlichkeit und die Sicherheit der Flugzeuge noch zu erhöhen und seine Flugeigenschaften zu verbessern.

Möge Frankreich seine leitende Stelle, die es auf diesem Gebiete innehält, auch fürderhin beibehalten. F. B.

Sicheres Mittel. — Jungeselle: «Diese ewigen Duette, die Ihre Töchter spielen, kriegt man aber bald satt; könnten Sie denn da nicht Abhilfe schaffen?» — Vater: «O ja! Heiraten Sie doch eine davon, dann ist' gleich vorbei damit.»

\*  
\*\*

Neueste Badekur. — Nachtwächter, der auf seinem nächtlichen Rundgang einen Betrunkenen in einer Haustürnische liegend findet: «Sie da, was machen Sie denn hier, stehen Sie mal auf!» — Betrunkenener: «Ich nehme ein Mondbad.»

\*  
\*\*

Teurer Kaftan. — Eisik Wanzenknicker: «Was haste for ä scheenen Kaftan, Genendel, und was kost' er?» — Genendel Schockelchen: «Wenns rauskommt, 3 Monat.»

## Ein Liebesdrama in Aethiopien.

Unveröffentlichte Novelle

(Mit einer Abbildung.)

**E**s war im verflossenen Winter, in Toulon, am Anfang des Nachmittags. Wir sassen, mein Freund Claude, ehemaliger Marineoffizier, und ich, auf der Terrasse eines Cafés des Quai Cronstadt und erfreuten uns ob des herrlichen Wetters, des herrlichen Klimas, während im Norden der Boden bereits sich mit Schnee und Reif bedeckte.

Ueber uns ein schöner, blauer, wolkenloser Himmel, vor uns ein spiegelglattes, ebenso blaues Meer; kein Lüftchen liess sich spüren. Wie wunderbar war es hier in dieser Ecke, die die Mittagssonne vergoldete.

Ein reizendes Panorama erstreckte sich vor uns: im Hintergrund wechselten halbverschwommene Hügellandschaften mit Buchten und Felspartien; dort die Spitzen von Sicié und der Aiguillette, dort die breiten und harmonischen Ausschnitte des Lazarets und der Seyne.

Zwischendurch, hinter den alten Hafendämmen, erschienen, da und dort, die mächtigen und massiven Formen der Schiffe des Mittelmeergeschwaders: Panzerschiffe und Kreuzer, die, mächtigen grauen oder schwarzen Ungeheuern gleich, auf ihre Beute zu lauern schienen; man vergisst nicht bald wieder diese eisernen Inselchen mit ihren Masten, Türmchen und Kanonen!

Ganz in der Nähe, die Segel zusammengerollt, ankerten eine Reihe eleganter und friedlicher Schiffe; nebenan wieder kleinere Militärfahrzeuge; Unterseeboote, die aus den Meerestiefen aufgetaucht schienen, längliche Torpedoboote und Torpedoboot-Zerstörer, die ob ihrer Geschwindigkeit

bekannt sind und die man die « Windhunde des Meeres » getauft hat.

An diesem Wochenende — es war Samstag — war das alte Hafenbecken, das an den Cronstadtstaden stösst, ganz besonders stark belebt durch zahlreiche Schiffe, die Mannschaften und Offiziere ans Land führten; diese in eleganten Motorbooten, jene in den gewöhnlichen, vollbesetzten Mannschaftsbooten, auf denen es ganz besonders lärmend zuzug. Da sie mit Ruder versehen waren, glaubte man einem Wettfahren beizuwohnen, da jedes Schiff zuerst ankommen wollte.

Eine bunte Menge erwartete die Matrosen: Frauen und Kinder der Offiziere und Unteroffiziere, Kaufleute, Händler, Blumenmädchen, Droschken, Taxis, Zeitungsträger, die die letzten Nachrichten bekannt gaben mit jenem, gerade in Toulon so eigentümlichen Akzent. Die vorher leeren Wirtschaftsterrassen füllten sich rasch und die Kellner wussten sich bald nicht mehr zu helfen. Doch die Kundschaft verzog sich ebenso rasch wie sie gekommen war: die einen wanderten ins Stadttinnere, andere weiter in den verschiedenartigsten Fahrzeugen; die Matrosen zogen selbstredend, Arm in Arm, in die berüchtigten Spelunken.

Claude und ich blieben in unsere Zeitungen vertieft, die fast ausschliesslich den italienisch-abessinischen Ereignissen gewidmet waren.

« Aethiopien! ja Aethiopien »! wiederholte leise Claude, indem er seine Zeitung weglegte, ich habe es einmal aus weiter Ferne gesehen, als ich mich in Djibouti auf der Rückkehr einer grossen Reise aufhielt. Ich sah es durch eine wunderbar klare At-

mosphäre am äussersten Horizonte, als ich, das Fernglas in der Hand, an der Schanzverkleidung meines Kreuzers lehnte: schwarze Basaltberge, die Ahmarberge, nach der Karte zu schliessen, gaben mir die Richtung an. Ihre zackigen Spitzen trennen die abyssinischen Hochebenen, die mehr als 2000 m erreichen, vom Ogaden, einer grossen Wüstenebene, die zwischen den beiden Somalis, der englischen und italienischen, liegen und die beide ebenso öde sind, sodass man berechtigt ist, die Frage zu stellen, welches Interesse die Grossmächte haben können, sich um diese Wüsten zu reissen.

Anschliessend an diese Bemerkung deutete Claude in der Richtung eines an einem der Nachbartische sitzenden Gastes, dem man, von weitem schon, den ehemaligen, langjährigen Koloniewohner ansah: seine Haut glich altem Pergament, aber in seinen Augen merkte man eine unbeugsame Energie; sein Kakianzug hatte Knöpfe aus Horn und man konnte nicht erkennen, ob es ein Zivilist oder Soldat sei.

— Der Adjutant Martin, eine der bekanntesten Physionomien von Toulon, meinte mein Freund mit einem gewissen Respekt; es ist einer der tapferen Ueberlebenden der Mission Marchand, der ganz Afrika durchquert hat. Früher war er auch ein bildschöner Kerl, der stets, unter allen Breitengraden vielen Mädchen den Kopf verdreht hat, denn sein ganzes Leben lang ist er ein Weltenbummler gewesen dies ist übrigens Nebensache, denn was dich am meisten interessieren wird, ist der Umstand, dass dieser Don Juan ein Kenner Abessiniens ist, wie es deren nicht viele gibt; ich werde ihn heranwinken und es wird ihm eine Freude sein, uns dies oder das andere seiner Erlebnisse in diesem Lande, von dem so viel gesprochen wird, zu erzählen.

Kurz darauf sassen wir schon alle drei zusammen an unserem Tischehen und ohne viel Umstände zu machen, hatte Martin bereits eine Geschichte begonnen.

— Ich soll euch von Aethiopien erzählen? Zu meiner Zeit nannte man es Abessinien; ich bin ziemlich viel in diesem Lande herumgereist; es war im Jahre 1898, zwei Jahre nach der bekannten Schlacht von Adoua, in welcher die Abessinier des Ras Makonnen, Generalissimus der Armee Menelicks und Vater des jetzigen «Königs der Könige», die italienische Armee gänzlich vernichtet hatte. Zur Mission, zu der ich gehörte, gehörte auch ein Held des grossen Krieges, General Mangin, ein Lothringer, wie ich; wir sollten nach Frankreich zurück, infolge der ihnen bekannten Verhältnisse. Da ich meine fünfzehn Dienstjahre beendet und Anrecht auf meine Pension hatte, wie mein Freund, der Sergeant Frantz, ein biederer Elsässer, der sich in die Legion engagiert hatte und nachher zu den Marinesoldaten übergetreten war, hatten wir es nicht besonders eilig, nach Hause zurückzukehren, zumal uns als «Heimatlosen» das «Reichsland» verschlossen blieb.

Und übrigens war dies Leben in der Wildnis das Schönste, was wir uns nur denken konnten, da wir noch jung waren, das Klima recht gut vertrugen und dazu leidenschaftliche Jäger waren. Wir entschlossen uns daher, zusammen nach Frankreich zurückzukehren, und zwar über Djibouti, am roten Meer, indem wir Abessinien durchkreuzten, das eine wildreiche Gegend ist.

Nicht allein die Abenteuer lockten uns; wir hofften auch Elfenbein und Straussfedern mitzubringen, die damals viel begehrt waren; wir freuten uns schon ob des lohnenden Absatzes unserer reichen Jagdbeute oder unserer billig erstandenen Waren, um uns dann in einer sonnigen Ecke der Pro-



vence niederzulassen, da uns doch die Rückkehr in die vielgeliebte Heimat — ins Elsass, nach Lothringen — versagt war.

Kurzum, nachdem wir uns von unseren bereits mit Ruhm bedeckten Chefs — Hauptmann Marchand, Leutnant Mangin, und wie sie alle hiessen — verabschiedet hatten, nahmen wir die Richtung gen Chartum, am Zusammenfluss des weissen und des blauen Nils, woselbst ein Hauptsammelplatz der mannigfaltigsten Produkte für Europa, Asien und Afrika sich befindet.

Da wir über etwas Geld verfügten, konnten wir uns aufs beste ausrüsten: wir verschafften uns Kamele und Führer, brachen nach Aethiopien auf, wohin wir längs des Atbara, der beim bekannten Tsanasee entspringt, gelangen wollten. Dies bedeutete die Zurücklegung von ungefähr 300 Kilometer — sechs Tagereisen — durch eines der ödesten Wüstengebiete.

Es war Ende April, schon begann die grosse Trockenheit. Unter der schrecklichen Sonnenhitze durchschritten wir unendliche, trostlose Gegenden, wo hin und wieder vereinzelt Basaltfelsen emporragten. Die brennenden Sonnenstrahlen gaben ihnen den Anblick feuriger Massen, sodass wir den Eindruck hatten, einen Weg zu wandern, wo alles in Brand gesteckt wäre. Glücklicherweise waren diese entsetzlichen Anblicke, durch die herrlichen, paradiesischen Nächte kompensiert: nirgends sind die Nächte so sternenhell, so kühl. Der Himmel bedeckt sich mit unendlichen Sternen und dieselben Felsen, die uns tagsüber tatsächlich Augen, Hände und Füße brannten, hatten nachts die mannigfachsten Erscheinungen. Die um uns herrschende Stille hatte etwas Uebernatürliches. Kein Leben, kein Geräusch! Keine Schnaken- oder Insektenplage, wie wir dieselben in den seit Monaten durchwanderten Gegenden erlebt hatten. Vollständige Ruhe und Stille ringsum;

aber mit Sonnenaufgang begannen bereits wieder die Qualen und unsere Blicke irrten in der endlosen, brennenden Ebene.

Wir rechneten noch mit einem letzten Tagesmarsch, um den Fluss zu erreichen, als ein gewaltiger Simun über uns kam.

Der leuchtende Himmel war auf einmal aschgrau geworden, seine Strahlen waren verschwunden und nunmehr glich er noch einem feurigen Wagen, von dem geschmolzenes Blei herunterfiel. Sogar die Raubvögel, die die einzigen Begleiter der Wüstenkarawanen sind, stets bereit auf den Menschen oder das Tier niederzufliegen, die ermattet hinsinken, flogen rasch mit entsetzlichem Geschrei davon. Der Simun kam in unserer Richtung mit der Geschwindigkeit eines galopierenden Pferdes: es war eine dichte, mehrere hundert Fuss hohe Sandmauer. Nur ein Vogel konnte noch entkommen. Die Dromedare hatten instinktiv gehalten und schauten nach den Führern, die sie in einen Kreis gruppierten: und sofort, wie der Vogel Strauss, verbargen sie ihre Köpfe zwischen die Füße. Wir selbst drückten uns aneinander, inmitten der Tiere, eingemummt in unsere langen Mäntel (Burnus) und liessen die Tornado vorbeirasen, obwohl wir hierbei riskierten, wie es so manchmal vorkommt, lebend begraben zu werden. Feiner, brennender Sand füllte die Nüstern, Ohren, Mund, drang überall hinein: man hat das Empfinden, inmitten feuriger Asche langsam gebraten zu werden; es sind dies entsetzliche Augenblicke, in denen man auch dem Erstickungstod ausgesetzt ist.

Aber unser Herrgott erbarmte sich unser!

Noch kurz vor einbrechender Dunkelheit konnten wir einen abgelegenen Brunnen in einer winzigen Oase mit halbvertrockneten Palmen erreichen. Eine andere Karawane war vor uns angekommen und hatte bereits ent-

setzliche Spuren zurückgelassen: es waren Negerhändler! Araber, die Sklaven vom Sudan mitschleppten, die sie auf den Märkten Abessiniens — mit christlicher Bevölkerung! — verkaufen sollten und woselbst der Sklavenhandel noch ein rentables Unternehmen ist. Mehrere Negerleichen, entsetzlich abgemagert, lagen auf dem Boden, die Fesseln noch an Hände und Füßen. Die durch eine Kugel zerschmetterte Hirnschale bewies, dass man sie erschoss, da ihre Füße sie nicht mehr zu tragen vermochten.

Während unsere Kamelführer den durch den Wind und den Sand verschütteten Brunnen freilegten, begaben wir uns, Frantz und ich, auf die Suche von etwas Holz, um unsere Speisen zu kochen und auch um uns etwas zu erwärmen, da die Nächte eiskalt waren. Hinter einem halb abgestorbenen Palmenbaum glaubte ich leises Stöhnen zu vernehmen! Ich trat näher und sah den Körper eines menschlichen Wesens mit armseligen Stoffresten bedeckt: es war eine junge Frau, die jedenfalls dort von den Sklavenhändlern im Stich gelassen ward, da sie ihre wunden Füße nicht mehr tragen konnten; auch hatten sie es überflüssig gefunden, eine Patrone zu opfern, um ihr den Gnadenstoss zu geben. Sie schien tatsächlich wie tot. Dennoch brachte ich meine Feldflasche an ihre Lippen, kühlte Stirn, Augen und Nase mit etwas Wasser.

Nach einigen Augenblicken öffnete das arme Geschöpf die Augen: tiefe, sehr grosse, schwarze Augen, voller Angst und zugleich voller Treue und Anhänglichkeit. In einer Grimasse, die ein Lächeln sein sollte, zeigte sie ihre wunderbaren Zähne. Es war entschieden ein kräftig gebautes Weib, das aber durch lange Entbehrungen, durch unendliche Märsche, gefesselt, völlig erschöpft war.

Wir setzten die Frau aufrecht, stützten und pflegten sie, so gut es eben ging, und am Abend konnte sie, allerdings noch sehr schwach, in unserer Mitte Platz nehmen. Und da sie etwas Arabisch sprach, konnte sie uns erzählen, dass sie die freie Tochter eines Häuptlings aus Kordofan sei, einer Gegend, die zirka 30 Tagereisen im Osten liege und gelegentlich einer Razzia, bei welcher all' die Ihrigen niedergemetzelt worden waren, gefangen genommen wurde. So war denn das arme Mädchen, den Strick am Hals, halbtot bis hierher gekommen.

Wir hatten es, Gott sei Dank, vom schrecklichsten Tod, vom Hungertod, vom Verdursten gerettet; nachher wäre der Geier gekommen, hätte der Sterbenden die Augen ausgepickt und die Eingeweide aus dem Leibe gerissen.

Selbstredend wollten wir das arme Mädchen nicht diesem entsetzlichen Tode preisgeben und so wurde denn Zaneh, so gut es eben ging, auf ein Kamel gehisst. Nichts kann den Ausdruck seiner Augen wiedergeben, als sie den Meinigen, denen seines Retters, begegneten: ich war sein Gott, sein Götze geworden! Es war ein bildhübsches Mädchen von 16 oder 18 Jahren mit einem Gesichtsausdruck eher einer Europäerin als einer Negerin: gerade Nase, hellbraune Farbe, kein krauses Haar, lauter kleine hübsche Löckchen, die auf die wunderbaren Schultern niederfielen; die Brust hätte als Modell für einen Bildhauer dienen können.

\*  
\*\*

Am selben Abend, geleitet durch unsere Kamele, ebenso wie durch deren Führer, erreichten wir die Albara, in dessen Wasser die sinkende Sonne inmitten herrlicher, gelber, lieblich duftender Mimosen niederging; auch Gruppen stattlicher Palmen gaben eine wohltuende Frische. Wir blieben

in einem winzigen Lehmdörfchen — Gouraré — das uns nach unserer peinlichen Wanderung wie eine Grossstadt erschien.

Unsere Leiden waren glücklich überstanden! Wir betraten jetzt das mächtige, unerforschte Jagdgebiet mit seinen Büschen und Baumgruppen, ein Jägerparadies, welches wie das irdische Paradies, zwischen drei grossen Strömen — dem Atbara, dem Gach und dem Satti — sich erstreckte: auf einer Seite die grenzenlose Ebene, auf der andern Seite die äthiopischen Hochebenen und im Hintergrund das Gebirge des Tigré. Alle Rassen schieben, ebenso wie die meisten Religionen, hier vertreten zu sein: es war ein sonderbares Bild in dieser Hinsicht!

Wir waren entzückt ob der malerischen, wildreichen Gegend und entschlossen uns, Frantz und ich, den Strom aufwärts zu ziehen, bis wir einen geeigneten Platz gefunden hatten, von wo aus wir, während der trockenen Jahreszeit, wie die kanadischen Jäger, in der Gegend umherstreifen konnten. Wir wussten, dass die Eingeborenen nichts Besseres begehrt, als uns behilflich zu sein, da die Europäer stets gut bewaffnet sind, sie reichlich mit Nahrung versehen, für welche sie ihnen gerne das Elfenbein und die Federn überlassen.

Nach einigem Suchen fanden wir eine ideale Ansiedlungsstelle.

Es war ein alleinstehender, mit feinem Gras bedeckter Hügel, am Ufer eines herrlichen Flusses; ein mächtiger Baobab, der ein ganzes Negerdorf hätte beschatten können, krönte den Hügel.

Das umliegende Panorama war einzig; auf einer Seite eine unendliche Grasebene, in welcher alles Getier der Arche Noahs sich des Daseins freute: Elefanten, Rhinoceros, Giraffen, wilde Rinder, Antilopen der verschiedensten Arten; auf der andern Seite

der Setti, von dem uns das steil abfallende Ufer trennte; der kristallhelle Fluss war so fischreich wie die Ebene reich an Wild; das Panorama war noch verschönert durch enge Felspartien, flussabwärts, nach welchen sich dann der Fluss rasch ausbreitete.

Plumpe Nilpferde spielten tagsüber im Wasser; die Ufer waren belebt von Tausenden bunter Vögel, auch Wasservögel; morgens und abends kamen die Tiere zum Baden und zur Tränke.

Unsere Installation war rasch beendet: für fünf Piaster, d. h. ungefähr fünf Franken unseres Vorkriegsgeldes, resp. 25 Franken unserer jetzigen Währung, erwarben wir ein durchaus wohnbares Anwesen, da an jenem Ort ziemlich viel leere, recht schlichte, transportable Häuschen standen.

Es bestand allerdings nur aus einem konischen Strohdach, welches auf 10 Fuss langen Pfeilern befestigt war. Etwa 30 stramme Aethioper transportierten es, wie es war, auf ihren Schultern, unter den Baobab; die Pfeiler wurden wieder in gleichen Zwischenräumen eingeschlagen, mit Binsen und Stroh untereinander verbunden und .. « fertig war die Laube! »

Schon einige Stunden nachher bewohnten wir unser Eigentum, das wenigstens die Eigenschaft besass, uns gegen Wind und Wetter zu schützen. War das nicht herrlich! Eigentümer zu sein in einem idealen Wildrevier.... ohne Steuern zahlen zu müssen, ringsum eine idyllische Landschaft, am Rande eines kristallhellen Flusses.

Wir lebten wie in einem Zauberlande. Zaneh, die wir behalten hatten, war unsere treue, fleissige Haushälterin; sie war intelligent und flink, hielt die Räumlichkeiten mit peinlichster Sorgfalt, bereitete das Essen und freute sich des Daseins; sie zeigte für mich eine geradezu fanatische Anhänglichkeit.

Sie sang beständig und das grosse Kind wäre überglücklich gewesen,

wenn es nicht nachts eine schreckliche Angst vor den Löwen, und tagsüber vor den Krokodilen gehabt hätte.

Unser schöner Fluss wimmelte von Krokodilen, von denen einige mehr als 20 Fuss massen und mit mächtigen Schuppen bedeckt waren. Diese hässlichen Amphibien zählen zu den schlauesten Tieren des Djungels. Stunden-, ja tagelang lauern sie, gut versteckt, auf ihre Beute, namentlich auf die Tiere, die zur Tränke kommen, auf die Frauen und Kinder, die ahnungslos sich über den Fluss beugen, um ihre Kalebassen zu füllen.

Nachts hatte unsere treue Gefährtin grösseren, obwohl unbegründeten Schrecken auszustehen, der aber begreiflicher war für das junge Mädchen: die tagsüber unsichtbaren Löwen schlichen ständig um unsere Behausung, die uns von ihnen nur durch einen daumendicken Zaun trennte; sie hätten über denselben, wie ein Clown durch einen Papierreif springt, übersetzen können; doch, wie können sie ein armes Negermädchen davon überzeugen, dass die wilden Tiere Angst vor den Weissen haben; ihre Ohren vernahmen die leisesten Schritte der Tiere auf dem begrasten Hügel. War es Vollmond, so sassen Frantz und ich oft stundenlang, um dem melancholischen Rufen der Tiere zu lauschen, während die arme Zaneh am ganzen Körper zitterte und mit den Zähnen klapperte, so erschrocken war sie.

Als wir uns häuslich eingerichtet hatten, machten wir uns auf die Suche nach Jagdgenossen und Teilhabern: wir hatten hierbei nur allzuviel Offerenten. Wie gesagt, sind in Aethiopien zahlreiche Menschenrassen vertreten; die Eingeborenen der Gegend waren Halbwilde. Als einzige Kleidung trugen sie einen Lappen um die Lenden, so dass ihre wunderbar gebauten Körper nur desto mehr zur Geltung kamen; sie lebten äusserst einfach von Milch-

speisen, Roggen- oder Mais-Kuchen, denen sie — an den Feiertagen — ein Stück Brondo (rohes Rindfleisch) beifügten, das die Feinschmecker mit der Galle des Tieres benetzen, um ihm mehr Geschmack zu geben! Sonderbare Kost!!

Alle waren herzlich froh, diese magere Kost durch manch guten Imbiss zu verbessern; die meisten jedoch hatten als einzige Jagdwaffe einen Speer und das grosse Messer, eine Art Säbel, der die Lieblingswaffe der Abessinier ist.

Ihre Gewandtheit und Todesverachtung sind so gross, dass sie untertauchen und die Krokodile angreifen, als handle es sich um einen Hecht oder einen Aal; ebenso wacker und furchtlos wagen sie sich an den Elephanten oder an das Rhinoceros, die sie nur mit ihrem berühmtesten Säbel angreifen.

Die Armen gehen zu Fuss auf diese gefährliche Jagd; die Reichen, d. h. die Anführer verfolgen sie zu Pferd; die Jagd erfolgt folgendermassen:

Sie suchen ihre Beute bei der stärksten Hitze auf, d. h. wenn das Tier schläft und man ganz in seine Nähe gelangen kann; der wackerste der Jäger tritt an die Beute heran und mit einem einzigen, wuchtigen Hieb schneidet er ihm den Rüssel ab; beim Erwachen und durch den schrecklichen Blutverlust ist das arme Tier ganz machtlos und kaum eine Stunde später ist es bereits tot.

Wird indessen das Tier beim Herannahen der Jäger wach, so schleichen sich zwei derselben von hinten heran, durchschneiden ihm rasch die Sehnen der Hinterfüsse, währenddessen ein Dritter vorn seine Aufmerksamkeit auf sich lenkt; beim Rhinoceros wird auf gleiche Art verfahren, da die Flintenkugeln auf dem dicken Fell abprallen.

Die Jagd zu Pferd ist indessen viel gefährlicher und leidenschaftlicher;

die kleinen, flinken und sicheren äthiopischen Pferdchen eignen sich ganz besonders gut dazu. Sie erklettern leicht steile Felsen, winden sich durch das dichteste Gebüsch, setzen über die breitesten Gräben, steigen in die steilsten Abgründe dieses sonderbaren Geländes. Die Reiter scheinen mit dem Pferd verwachsen, haben ausser einem primitiven Zaum kein Geschirr: man glaubt, es wären Zentauren.

Solch' unvergleichliche, in der ganzen Gegend bekannte Reiter waren die drei Brüder Tâher, mit denen wir bald einig waren; sie erhielten das Fleisch und die Häute, wir . . . das Elfenbein!

Es waren starke, breitschulterige, dennoch schlanke, fast sechs Fuss grosse Kerle, mit regelmässigen Gesichtszügen und wunderbaren Augen. Ihre Muskeln spannten sich bei jeder Arbeit und ihre Bewegungen zeugten stets von einer ausserordentlichen Gewandtheit. Der Aelteste, Takalle, hatte nur noch den rechten Arm, den linken hatte er in einem Löwenrachen gelassen, was ihn indessen nicht hinderte, so tollkühn und waghalsig zu sein, wie ich noch keinen Menschen gesehen hatte.

Diese drei Männer stöberten das Wild — immer nur Männchen — auf und trieben es in unsere Richtung. Frantz oder ich, wir schossen es dann durch einen wohlgezielten Schuss nieder. Unsere Gefährten hatten uns aber immer so viel Abenteuer von Säbelgefechten erzählt, dass wir eins mit unseren eigenen Augen ansehen und miterleben wollten.

Tags vorher hatten die Tâher Elephantenspuren gesehen. Vor Tagesgrauen unterwegs, hatten wir sie bald aufgespürt und dann hatten unsere Pferde ihr Tempo beschleunigt; rasch hatten wir 20 Meilen zurückgelegt und wir waren in der Nähe der Dickhäuter; die Familie bestand aus einem alten männlichen Tier mit prächtigen Zäh-

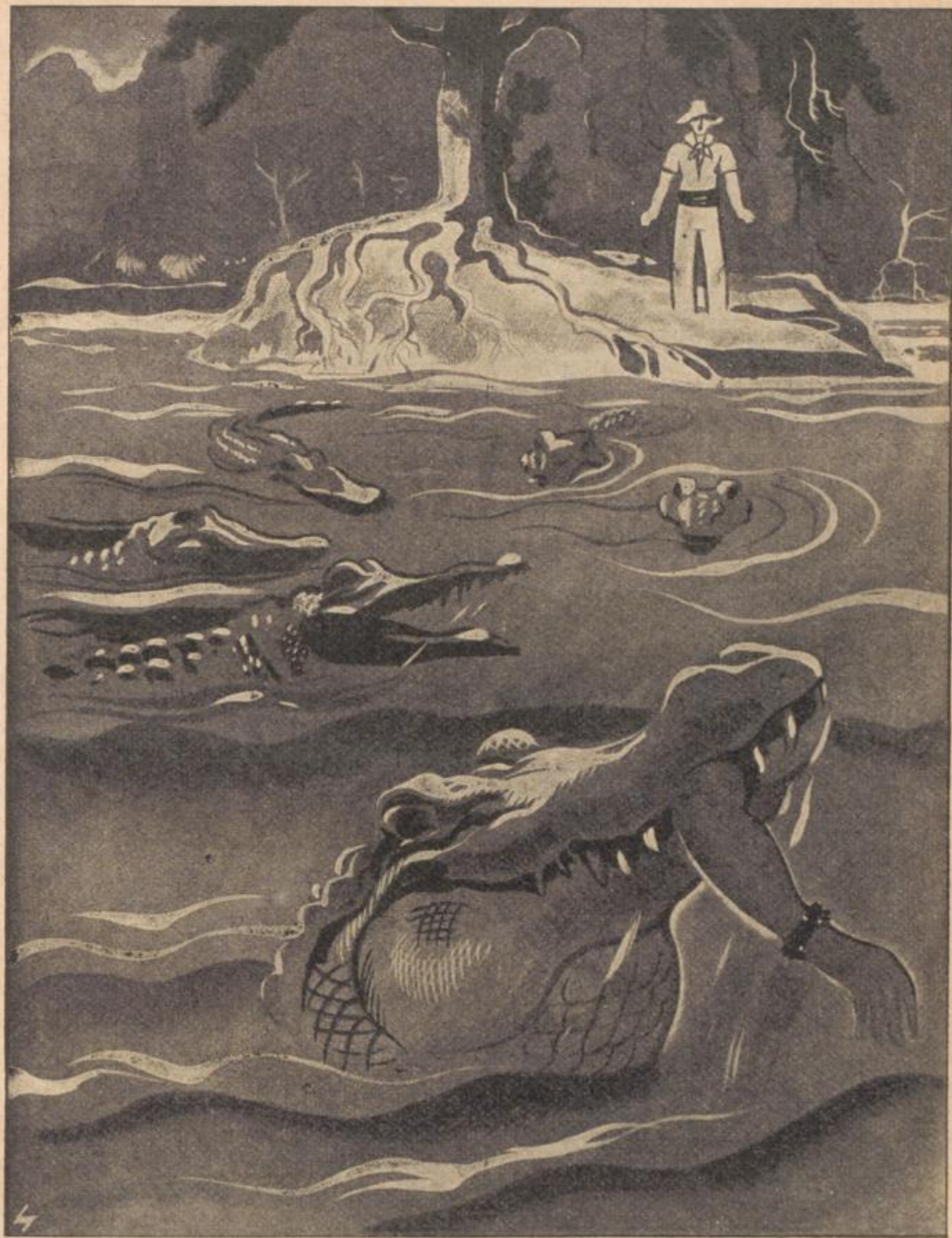
nen, aus zwei Weibchen mit einem Jungen, das die Grösse eines jungen Rindes hatte und ruhig hinter der Mutter hertrötete, indem er sich mit seinem Rüsselchen am Schwanz hielt: es war tatsächlich ein idyllisches Bild...! Aber der Jäger darf sich nicht erweichen lassen! Sofort beginnt die Jagd; mein Kamerad und ich, wir beschränken uns, seitlich, in einiger Entfernung, zuzusehen.

Es war für die drei Tâher ein Leichtes, das Männchen zu isolieren, da dieses nur auf eines bedacht war: die Gefahr, die Aufmerksamkeit auf sich allein zu lenken, um seiner Familie die Flucht zu erlauben.

Während mehr als einer Stunde lief es in entgegengesetzter Richtung, dann drehte es sich plötzlich um, als wolle es seine Verfolger herausfordern: den Rüssel drohend erhoben, stürzte es sich mit wütendem Geschrei auf seine Verfolger, die sich zerstreuten und ihre Kampfstellung einnahmen; erstaunt ob dieser sonderbaren Taktik, entfernte sich der alte Dickhäuter im Trabe, in der Richtung der beiden Weibchen.

Seine Feinde folgten den Spuren und näherten sich ihm so, dass er umkehrte, um sich zur Verteidigung zu setzen. Mit dem grössten Interesse verfolgten wir diese sonderbare Taktik, die den ganzen Vormittag andauerte; der alte Elephant schien allmählich die Geduld zu verlieren, zumal er zu ahnen schien, dass der älteste der Tâher nunmehr etwas Aussergewöhnliches im Schilde führe. Erstaunt blieb das mächtige Tier regungslos stehen; nur seine kleinen, intelligenten Augen blitzten, nichts Gutes ahnend! Man hätte geglaubt, es wäre eine Bronzemasse.

Die beiden jüngeren Tâher hatten sich inzwischen von hinten an den Riesen — der eine links, der andere rechts — herangeschlichen, während Takallé auf einer wunderbar dressierten grauen Stute sich langsam von vorn heranwagte: Pferd und Reiter



. . . . Das grösste der Untiere hielt noch ihren rechten Arm . . .

waren Aug' in Aug' mit dem Elephanten. Hätte in diesem Moment Reiter oder Pferd die geringste Bewegung gemacht, so wäre es um sie geschehen gewesen, denn der Riese hätte sie mit seinem Rüssel erfasst, aufgespiess und zu Tod zertreten.

So ahnte er nicht die Gefahr, die ihm im Rücken drohte, denn von den beiden Reitern, die er inzwischen gänzlich vergessen hatte, war einer abgesprungen, hatte seinem Bruder die Pferdezügel zugeworfen und im Nu hatte er mit seinem scharfen Säbel die Nerven des linken Hinterfusses durchschnitten und zwar so tief, dass der Fuss kaum noch am Schenkel hing; das Tier konnte sich nicht mehr bewegen.

Diesen Augenblick benutzte nun Takallé, um ebenfalls von seinem Pferde zu springen, dem armen Elephanten Sand und Staub in die Augen zu werfen, währenddessen der jüngere Bruder nun auch rasch das zweite Hinterbein abschnitt; das Blut floss in Strömen und erschöpft kniete das Tier zuerst nieder, legte sich auf die Seite und ich sprang herbei, um ihm den Todesstoss zu geben.

Die Brüder wehrten sich dagegen und versicherten, dass das Tier infolge des Blutverlustes nicht mehr leide und in einigen Minuten tot sein werde, dass hingegen ein Flintenschuss die benachbarten Eingeborenen heranlocken könnte, die sich dann der Beute zu bemächtigen suchen würden.

Da die Nacht bereits hereinbrach, machten wir uns eiligst auf den Heimweg. Es entgeht aber keiner seinem Schicksal! Am folgenden Morgen waren wir mit zahlreichen Kamelen ausgezogen, um unsere schöne Beute heimzuführen. Wir fanden aber nur noch Knochenreste!

Die Bassés, Aethiopier eines benachbarten Stammes, waren uns zuvor gekommen und hatten wahrscheinlich einige Geier am Himmel kreisen sehen: und ahnend, dass eine reiche —

sicherlich 300 Pfund schwere Beute in der Nähe sei, hatten sie sich auf den Weg gemacht, das kostbare Elfenbein mitgenommen, das Fell, das sich vortrefflich zum Ueberdecken der Schilder eignet, ohne vom ausgezeichneten Fleisch — namentlich dem des Rüssels — zu sprechen, das ihnen reichlichen Proviant für längere Zeit sicherte.

Die Schakale und andere Aastiere, die Wüstenplünderer, hatten die Reste vertilgt; unter ihnen waren auch scheussliche Marabu oder Kropfstörche, die mit ihrem mächtigen, fast meterlangen Schnabel alles Verwesene aufpicken und die jetzt auf ihren langen Beinen in aller Ruhe die Elephantenreste verdauten; in Anbetracht ihrer Nützlichkeit als Aasvertilger liessen wir sie unbehelligt und zogen ärgerlich wieder heim.

Ich werde nicht weiter von den andern Jagden, wie Löwen-, Straussen-, Giraffen-, Rhinoceros- oder Nilpferdjagden berichten, da dieselben mit dem Jagdkarabiner erfolgen und kein besonderes Interesse aufweisen. Es verging aber keine Woche, ohne dass wir Kostbarkeiten wie Elfenbeinzähne, Federn, Felle heimbrachten, für welche Zaneh ein ganz besonderes Talent hatte, sie einfach mittelst Salz in der Sonne zu gerben.

Dieses schöne Mädchen war mir mit Leib und Seele ergeben und die treue Hüterin unseres Heims; an unseren Jagdabenteuern nahm sie nicht teil, ging aber zuweilen mit mir nach dem Setti, um zu fischen.

Etwas flussabwärts von unserem Lager befand sich, inmitten des einige hundert Meter breiten Flussbettes eine felsige Insel, die mit herrlichen Tamarindenbäumen und hundertjährigen Baobabs beschattet war; ihre dicken Wurzeln breiteten sich über die ganze Insel aus, glichen mächtigen Schlangen und endigten dann im Wasser, woselbst die Fische sich gern aufhielten. Ich hatte eine besondere Vor-

liebe für diese kühle Ecke, eine immergrüne Spitze der Insel verlief sich langsam im Setti; in einigen Minuten schon hatte ich zahlreiche Fische gefangen, namentlich mächtige Baggaras, deren Fleisch ausgezeichnet ist und von denen manche Exemplare einen grossen Korb ausfüllen. — Es war dies eine herrliche, beruhigende Erholung nach den aufregenden, gefährlichen Märschen oder Ritten!

Ich setzte mich ruhig ins Gras, meine primitive Angel am Handgelenk angebunden, und nicht selten überfiel mich dann tiefer, ruhiger Schlaf, denn der hoch gelegene Ort, wo ich mich befand, fiel steil abwärts in den Fluss und war somit unerreichbar für die Krokodile, und meist ward ich aus meinem tiefen Schlaf nur durch das Zappeln eines Fisches an meiner Angel geweckt.

Der Herbst brach herein und mit ihm die Regenperiode, täglich stieg das Wasser, das jetzt ganz trüb war; auch waren wir durch einige Ueberschwemmungen in Gefahr geraten, die jedoch nicht andauerten, und die von schrecklichen Gewittern herrührten, die wir herankommen sahen. Da dachten wir an unsere Abreise!

Unsere in Khartum gelangte Tauschware war vorteilhaft abgesetzt, unsere Munitionen gingen zu Ende und mit Freude betrachteten wir das aufgestapelte Elfenbein, die herrlichen Federn und Felle; dies alles würde mindestens ein Dutzend Kamele für den Transport bis an die Küste erheischen.

Wir waren sicher, dass wir leicht und ohne Schwierigkeiten Djibouti erreichen würden, zumal der Kaiser von Aethiopien, der Negus Menelik, ein grosser Freund der Franzosen, unseren Marsch beschützen würde. Und es würde uns dann ein Leichtes sein, unsere schöne Ware an der Küste, in Marseille oder Paris abzusetzen. Trotz all' diesen verlockenden Zukunfts-

plänen, war ein Gedanke, der uns Kummer bereitete: Was würde ich mit Zaneh machen?

Ich konnte nicht daran denken, das hübsche Wüstenkind nach Frankreich mitzunehmen, wo es gänzlich fremd wäre; anderseits bin ich kein grosser Anhänger vom Heiraten — mein Junggesellenleben beweist es — und auch wollte ich nicht mein Leben an ein Negermädchen ketten, so hübsch, so treu und anhänglich es auch war! Was tun? Das arme Kind, eine Waise, eine Fremde aus dem Soudan hier zurücklassen; das hiesse es wieder zur Sklavin oder gar in Djibouti zu Schlimmerem werden lassen...!

Nach reiflicher Ueberlegung entschloss ich mich, Zaneh an den Ufern des Setti, wo ich bekannt und beliebt war, zurückzulassen; ich würde ihr indessen ein kleines Kapital schenken, das ihr genügen würde, um sich in diesem billigen Lande niederzulassen. Eine Woche vor unserem Abzug eröffnete ich dem Mädchen meinen Entschluss. — Bei dieser unerwarteten Nachricht verdunkelte sich ihre Farbe, was dem Erblassen der Weissen entspricht, Tiefe Rührung las ich in ihren Augen und in gebrochenem Französisch sagte sie: « Wenn Du fort... Zaneh wieder Sklavin... lieber den Tod! »

Ich versuchte das Mädchen zu trösten und hoffte, dass es mit der seiner Rasse eigenen Gleichgültigkeit sich dennoch leicht in sein Schicksal finden würde. So begab ich mich denn ein letztes Mal auf die Insel, um daselbst zu fischen und, wie gewöhnlich, begleitete mich die Negerin; die Strecke betrug kaum einige 20 Meter, die wir im Schiffchen zurücklegen mussten; das Mädchen sang, wie gewöhnlich, freudig und ruderte dabei nach Leibeskräften; mich befahl jedoch auf einmal ein unsägliches Gefühl; ich landete an der Stelle, wo ich gewöhnlich fischte und woselbst mich zwei bis drei Stun-



den später Zaneh mit meiner reichen Beute wieder abholen sollte.

Ich hatte eine Ueberraschung: der Fluss war stark gesunken und meine liebe Stelle, wo ich in aller Ruhe und ohne Gefahr fischen konnte, war dadurch äusserst leicht für die zahlreichen Krokodile zugänglich, die in jener Gegend hausten. Ich hielt einige Augenblicke Ausschau, doch keinerlei Gefahr schien zu drohen.

So liess ich mich denn ruhig an meinem Lieblingsplätzchen nieder; es war entsetzlich schwül, die Hitze drückend; ich nickte ein und glaubte mich auf einmal in eine grosse Kathedrale versetzt, in welcher ich dem Begräbnis einer hohen Persönlichkeit beiwohnte; jetzt ward der Sarg eingeseget und die Priester entfernten sich.

Da bemerkte ich auf einmal, dass der Sarg offen stand und die Neugierde drückte mich näher an denselben. Entsetzt fuhr ich zurück! Der Leichnam war der meinige! Ich drängte mich gewaltsam durch die erstaunten Priester und die Anwesenden und rannte zum Kirchenportal hinaus, wo ich immer noch die Totenmesse hörte; ich glaubte, ich wäre wahnsinnig! Eine eiskalte Hand hatte die meinige ergriffen und suchte mich nunmehr festzuhalten! Es gelang mir jedoch, mich frei zu machen und erleichtert atmete ich auf...!

Aber warum verfolgte mich nun, in der freien Luft dieser schreckliche Geruch von einem Gemisch von Weihrauch, brennenden Kerzen und Leichen?

Auch den Gesang, die Orgeltöne der Kirche hörte ich noch von weitem. Aber warum dieser schreckliche Geruch?... ich wache dabei auf, sehe mich um... Wo bin ich denn, wo ist die Kirche, wo der Sarg mit meinem Leichnam?...

Ich erwache an demselben Platz, wo ich eingeschlafen bin, aber keine Angel

mehr! ein grosser Fisch, vielleicht ein Krokodil hat sie weggeschnappt! Ich habe jedenfalls lange geschlafen, denn in dieser Zeit ist der Setti rasch gestiegen und meine Lage ist recht heikel geworden. Ein Gewitter droht.

Aber jetzt erst erkenne ich das Schrecklichste meiner Lage! Ich bin ringsum bereits von trübem Wasser umgeben und von ungefähr einem halben Dutzend mächtiger Krokodile umlagert, von denen nur die scheusslichen Köpfe mit ihren mächtigen Gebissen aus den Fluten ragen! Ihre kleinen, blinzelnden Augen sind auf mich gerichtet und sie sind es, die den entsetzlichen Gestank verbreiten, der aus ihrem Rachen entsteigt und von all' den verwesenen und toten Fleischstücken herrührt, die sie auffressen. Jetzt ist mein Traum verwirklicht! Ich sehe mich schon tot, entsetzlich in Stücke gerissen, sobald ich die geringste Bewegung machen werde!... An ein Entkommen ist nicht mehr zu denken!...

Da nähert sich vom andern Ufer her Zaneh, die, wie gewöhnlich, gekommen ist, mich im kleinen Nachen abzuholen.

Sofort hat das Mädchen die Gefahr erkannt, der ich nicht mehr zu ent-rinnen vermag. Und mit Verzweiflung hängen nun meine Augen auf meiner Begleiterin, die ich nicht auf so tragische Weise zu verlieren gedachte.

Und da springt das wackere Mädchen, das sich so sehr vor den Krokodilen fürchtet, entschlossen in die Flut; dies hat aber genügt, um die Aufmerksamkeit der scheusslichen Tiere von mir abzulenken, denn sie sind verschwunden... und ich bin gerettet. Ich kann es aber nicht glauben! Was ist aus Zaneh geworden?

Die Antwort erhalte ich gleich...

Dort taucht der scheussliche, dreieckige Schädel eines Krokodils aus den Fluten, dort ein anderer... sechs im ganzen und jeder hält zwischen den Zähnen ein blutiges Stück des Leibes

der armen Negerin, die sich so heldenmütig für mich geopfert. Das grösste der Untiere hielt noch ihren rechten Arm zwischen den scharfen Zähnen; ich erkenne ihn am Korallenarmband, das ich dem Mädchen schenkte und das ihm so viele Freude gemacht.

Ja! Jetzt erst erkenne ich den heldenmütigen Aufopferungsgeist der jungen Negerin...

Sie hatte rasch die Gefahr erkannt, in welcher ich mich befand und keinen Augenblick hatte sie gezögert, Gutes mit Gutem zu vergelten, wie es übrigens all' ihre Stammesgenossen getan hätten; es hatte aber vielleicht auch an die bevorstehende, herzbrechende Trennung gedacht und... denn ich weiss,

das schöne, gute Mädchen liebte mich von ganzem Herzen!

Mit diesen Worten und Tränen in den Augen beendete Adjutant Martin seine Erzählung, obwohl ich ihn durchaus nicht für einen «Gefühlsmenschen» hielt.

Claude hatte dies ebenfalls bemerkt; er griff nach der Hand des Erzählers und presste sie, ebenfalls sehr gerührt.

— Lieber Freund! Sie haben uns aufs lebhafteste interessiert mit ihrer Erzählung, die mit der Aufopferung der schönen Zaneh so dramatisch endigte.

HENRY D'ESTRE.

## Regionales.

### Das Bier.

«Die Bierbrauerei, das ist die Kunst Bier zu fabrizieren, besteht in einer durch Uebung erlangten Tätigkeit, nach bestimmten Regeln und Vorschriften, aus den gemälzten Getreidearten\*) ein gesundes, geistreiches und nahrhaftes Getränk darzustellen, das gegenwärtig den Bewohnern des nördlichen Europas, unter dem Namen Bier allgemein bekant ist und mit Recht Getreidewein oder Kornwein genannt zu werden verdient.»

So drücken sich die meisten deutschen und englischen Abhandlungen über die Herstellung des Bieres bereits im Anfang des XVIII. Jahrhunderts aus.

Die Erfindung des Bieres scheint jünger zu sein als die des Weins, reicht aber nichtsdestoweniger ins höchste Altertum zurück.

Diodor von Sicilien sagt, dass Osiris das Bier in Aegypten eingeführt habe; ebenso geht aus dem «Gerstenwein», dessen Aeschylus und Sophokles gedenken, sehr deutlich hervor, dass das Bier den älteren

\*) Ausser Getreidearten wendet man in gewissen Ländern auch andere Materien an.

Griechen nicht unbekant gewesen ist; auch kannten solches, nach Tacitus, die alten Deutschen und Gallier. Der Name Cerevisia, womit die Gallier und die Lateiner jenes Getränk bezeichnet haben, scheint aus den Wörtern *Ceres* (Göttin des Getreides) und *Vis* (Kraft) abgeleitet zu sein. Mit diesem übereinstimmend scheint auch das spanische Getränk zu sein, dessen Plinius unter dem Namen *Celia* und *Ceria* gedenkt. Die Gallier nannten nur ihr süsses Bier Cerevisia, das starke Bier hingegen wurde von ihnen *Zythus* genannt.

Man darf annehmen, dass das Bier der Griechen, der Gallier und der Germanen sich wesentlich von dem unserigen unterschied, dass dasselbe ohne Hopfen bereitet, also auch weniger haltbar war. Es war dies Getränk wohl nichts anderes als das, was in Russland und Polen jetzt noch als *Quas* bezeichnet und getrunken wird. Der Gedanke, dem Bier Hopfen zuzusetzen, wurde wahrscheinlich in Deutschland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts verwirklicht, wengleich man bereits früher dem Bier andere bittere Materien zugesetzt hat und in manchen Ländern Hopfen bereits im XIII. und XIV. Jahrhundert.

Die moderne Technik bezeichnet das Bier als «ein gegorenes, aus Wasser, zerkleinertem Gersten-Darrmalz, Hopfen und Hefe unter Luftzutritt bereitetes erfrischendes und nahrhaftes Getränk, das noch eine schwache Nachgärung zeigt.

Neben Alkohol und Kohlensäure enthält Bier selbst eine erhebliche Menge unvergorener Zucker, eiweissartiger und mineralischer Bestandteile, die aus dem Extrakt des angewandten Gerstenmalzes stammen.

Der Verlauf der Bierbereitung ist ungefähr folgender:

«Das auf dem Malzboden lagernde Malz wird in einer Schrotmühle zerkleinert und mit Wasser vermischt. Nach dem allmählichen Anwärmen und teilweisen Kochen wird die Maische durch Abläuterung getrennt. Die als Treber bezeichneten festen Bestandteile dienen als Filtermaterial und werden nach der mechanischen Trennung von der Würze als Nebenerzeugnis beseitigt.

Die Würze stellt einen wässerigen Auszug aller in dem Darrmalz an und für sich löslich gewesenen und im Laufe des Maischprozesses löslich gewordenen Bestandteile dar. Sie wird unter Zusatz gewisser Mengen Hopfen gekocht, nach der Trennung des Hopfens auf flachen, der Luft zugänglichen Gefässen, dem Kühlschiff, sowie dem Kühlapparat abgekühlt und dem Gärkeller zugeführt. Hier erhält die erkaltete Anstellwürze unter Lüftung die erforderliche Hefegabe. Nach der Hauptgärung in Bottichen wird das Bier im Lagerkeller auf grosse Fässer verteilt und der Nachgärung unterworfen. Nach einer gewissen Lagerzeit, innerhalb welcher das Bier seine Reife erlangt, wird es nach der Filtration in kleine Gebinde oder Flaschen abgefüllt und darin zum Verkauf gebracht.»

Man unterscheidet:

### 1. Obergärige und untergärige Biere.

Die ersteren kennzeichnen sich durch den Verlauf einer kurzen Hauptgärung bei höheren Wärmegraden (14—18° R) unter Abscheidung der neugebildeten Hefe an der Oberfläche (Weissbier, Lichtenhainer, Gose, Grätzer, englische und belgische Biere).

Die Untergärung dauert, unter Anwendung niedriger Temperaturen (4—6° R) länger. Die hierbei entstehende Hefe scheidet sich fest am Boden des Gärgefässes ab (Schankbier, leichte Biere, Exportbiere).

### 2. Helle und dunkle Biere.

Helle Biere werden aus niedrig abgedarrten Malzen erzielt; dunkle Färbung erteilt man den Bieren entweder durch Verarbeitung eines bei hohen Temperaturen abgedarrten Malzes, durch Zusatz von gebranntem Malz (Karamel oder Farbmaltz), oder aber durch ein während der Maischarbeit erfolgendes, teilweises Ueberhitzen der Würze. Zusatz von «Bierfarbe» ist nur bei der Herstellung obergäriger Biere gestattet.

### 3. Hoch und niedrig gegorene Biere.

Würzen, die aus niedrig abgedarrten Malzen erhalten werden, geben infolge ihres Gehaltes an leicht vergärbaren Stoffen (Zucker) hochvergorene, alkoholreiche aber extraktarme, wenig schmeckende, leichte Biere. Aus hoch abgedarrten Malzen gewonnene Biere zeigen neben einer dunklen Farbe infolge ihres Gehaltes an schwervergärbaren Bestandteilen (Dextrine) niedrige Vergärung, geringeren Alkohol, aber höheren Extraktgehalt.

### 4. Stark und schwach eingebraute Biere.

Ob ein Bier stark oder schwach eingebraut ist, entscheidet man durch Feststellung der Extraktmenge, die von der Vereinigung mit Hefe in der gehopften und erkalteten Würze (Stammwürze) enthalten war.

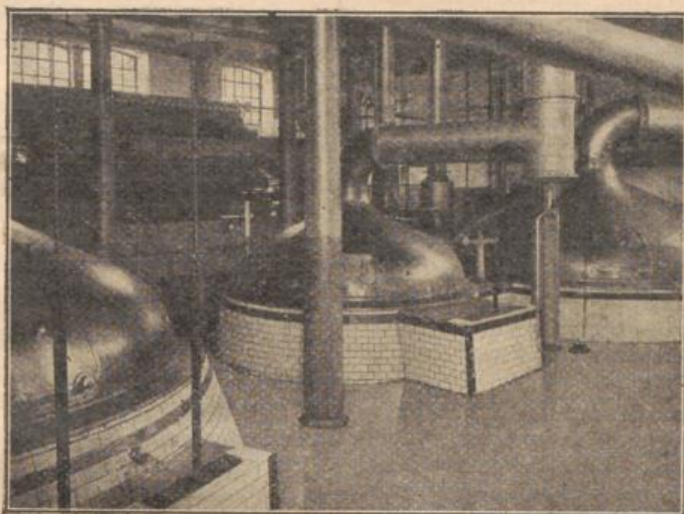
Die wenigsten Biertrinker wissen jedoch, wie das Bier erzeugt wird und haben von dem Hergang der Fabrikation eine richtige Vorstellung; ja, aus der im Elsass heute noch gebräuchlichen Bezeichnung «Biersieder» für Bierbrauer ist zu schliessen, dass das grosse Publikum die Operation für äusserst einfach hält. Dem ist durchaus nicht so, und um unseren Lesern eine der modernen Technik entsprechende Beschreibung einer Grossbrauerei geben zu können, haben wir eine solche bei der «Brasserie du Pêcheur»

nachgesucht, die uns ihre mustergültige Anlage in einigen Zeilen bereitwilligst beschrieben hat:

«Das hauptsächlichste Rohmaterial der Brauerei ist die Gerste, welche durch Keimen und Darren in Malz verwandelt wird.

Durch den Keimprozess entstehen im Gerstenkorn fermentartige Enzyme, kurzweg Diastase genannt; diese besitzen die Eigenschaft, beim späteren Maischprozess die Stärke des Malzes in Zucker und Dextrin umzuwandeln.

wird sie in zylinderförmigen, eisernen Bottichen (Weichen) zirka drei Tage lang unter kräftiger Luftzufuhr in Wasser «geweicht», um ihr die zum Keimen nötige Feuchtigkeit zu geben. — Die nasse Gerste wird auf die Tenne gebracht, wo sie zu wachsen beginnt: der Mehlkörper lockert sich und es bildet sich das diastatische Enzym. Nach zirka acht Tagen hat der Blattkeim zwei Drittel der Kornlänge und der Wurzelkeim 1,25 bis 1,50fache Länge des Kornes erreicht und das Wachsen wird durch das Darren unterbrochen.



Teilansicht des Sudhauses.

Diese Fähigkeit besitzt das ungemälzte Getreidekorn nicht; daher die Notwendigkeit des komplizierten und viel Sorgfalt erheischenden Mälzungsprozesses.

Die Hauptmomente in der Malzfabrikation sind daher:

- a) das Einweichen der Gerste, um derselben die zum Keimen nötige Feuchtigkeit zuzuführen;
- b) der Keimprozess auf den Tennen oder in den Trommeln;
- c) die Unterbrechung des Keimprozesses durch Abdarren des gekeimten Getreides.

Gleich nach Empfang wird die Gerste gereinigt und in Silos aufbewahrt. Dann

Die in den Tennen vorhandenen mechanischen Malzwender besorgen das Umschaukeln der Mengen zur Regulierung der Temperatur und Zuführung der Luft.

Auch hier sind für jede Gerstensorte besondere Momente zu beobachten, von denen die Ergebnisse wesentlich abhängen. — In den Trommeln (bei der pneumatischen Mälzerei) geht derselbe Prozess vor sich wie auf den Tennen, derselbe ist gegen Abschliessung von aussen von Witterungsverhältnissen unabhängig und ermöglicht daher das Malzen auch in der wärmsten Jahreszeit. Das Wenden der Mengen wird, zur Regulierung der Temperatur, durch einen Luftstrom ersetzt, welcher durch die geweichte Gerste geleitet

wird, wobei sich die Trommeln andauernd drehen. — Die pneumatische Mälzerei bietet den Vorteil grosser Ersparnis an Raum und Handarbeit, benötigt indessen ganz besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit.

Jede der *Darren* besitzt gewöhnlich drei übereinander liegende Drahthorden von zirka 100 qm.

Der Keimprozess wird unterbrochen und das Grünmalz zuerst auf die oberste Horde, wo die Temperatur am niedrigsten ist, und dann successive auf die beiden darunterliegenden Horden mit höherer Temperatur gebracht; zur Verteilung der Wärme sind auch hier wieder moderate mechanische Malzwender vorhanden.

Das Darren, welches etwa 24 Stunden dauert, bezweckt sowohl den Dextrin-gehalt des Malzes zu steigern, als auch gewisse Röstprodukte zu bilden, welche den Geschmack und das Aroma des Bieres bedingen.

Die Anfangstemperatur der Darre beträgt 30—35°, die Temperatur am Ende des Darrprozesses 70—90°; Malz für dunkle Biere, die aromatischer sein müssen, wird bei höheren Temperaturen abgedarrt als Malz für helle Biere.

Die sorgfältige Zubereitung des Malzes und die Führung des Darrprozesses sind die Hauptfaktoren für die Charakterbestimmung des Bieres, und mit Recht wird das Malz als die Seele des Bieres bezeichnet.

Das abgedarrte Malz wird durch einen Saugapparat nach den Malzputzmaschinen befördert, von Wurzelkeimen befreit und bis zur Verwendung in Silos aufbewahrt. Malzkeime sind ein gesuchtes Viehfutter.

Von den Silos wird das Malz durch einen gewaltigen Luftstrom in das Sudhaus geblasen, geht dort nochmals über Putz- und Poliermaschinen und gelangt dann auf die Malzschrotmühlen, wo es zerkleinert (geschrotet) wird.

*Die Hauptmomente im Brauprozess sind:*

- a) die Herstellung der Würze;
- b) das Kochen der Würze mit Hopfen;
- c) das Kühlen der Würze.

*Sudhaus, Maischbottich und Maisch-kessel.* — Das geschrotene Malz wird im

Vormaischapparat mit Wasser vermengt und fliesst in den Maischbottich, wo durch Erwärmen der Masse (Maische), unter Einwirkung der Diastase, die Stärke des Malzschrotes in zuckerhaltigen Extrakt überführt wird.

Die Erwärmung geschieht nach und nach unter Einhaltung bestimmter, durch die Malz- und die gewünschte Biersorte bedingte Zwischentemperaturen — indem zweimal nacheinander die dicksten Teile und das dritte Mal der dünnste Teil der Maische in dem Maischkessel schliesslich zum Erhitzen gebracht wird, um darauf in den Maischbottich zurückzufließen.

Zuletzt wird die ganze Maische bei einer Temperatur von 75° in den Läuterbottich gebracht.

*Läuterbottich, mit Boden aus gelochtem Kupfer.* — Die Würze, nach einer Ruhe von zirka  $\frac{3}{4}$  Stunden, filtriert durch die Treber und durch den gelochten Boden des Läuterbottichs und fliesst hell ab, worauf die Treber durch die Aufhackmaschine gelockert und ein- bis zweimal mit Wasser von 75° übergossen werden; dieser Nachguss fliesst ebenfalls zur Hauptwürze in den Hopfenkessel.

Die ausgekochten Treber sind das für den Landwirt so wertvolle Futtermittel.

*Hopfenkessel.* — Die Würze und der Nachguss werden nach erfolgtem Hopfenzusatz bis zu einer bestimmten Konzentration eingekocht; der Maischbottich dient meist zugleich als Läuterbottich. — Der ausgekochte Hopfen wird von der Würze getrennt. Diese wird von dem Hopfenseiher in die Ruhe- oder Sammelbottiche gepumpt, wo sie absetzt, von diesen auf die Berieselungskühler geleitet. Die Würze wird bis zu 4—5° abgekühlt; das Eiswasser fliesst zwischen zwei wellenförmig gebogenen Kupferblechwänden, während die Würze aussen über die Wände rieselt.

Die abgekühlte Würze wird in den Gärbottichen mit Hefe vermengt und die Gärung beginnt. Je nach Konzentration der Würze, Hefegabe und Temperatur verläuft dieselbe (Hauptgärung) in 10—12 Tagen.

Hierbei wird ein Teil des Zuckers der Würze durch die Einwirkung der Hefe in

Alkohol und Kohlensäure zersetzt und der grösste Teil der zugegebenen, sowie neu gebildeten Hefe setzen sich auf dem Boden des Gärbottichs ab (Unterhefe, Untergärung). Die Temperatur des Gärkellers beträgt konstant 4° und wird durch Eiswasserleitungen reguliert. Auch die Temperatur der in Gärung befindlichen Würze muss genau reguliert werden, was durch eingesetzte Schwimmer, in denen gekühltes Wasser fließt, geschieht. — Nach Verlauf der Hauptgärung wird das Bier in grosse Lagerfässer geschlaucht, wo ihm Zeit gelassen wird, sich vollständig zu klären. Je nachdem es sich um Schankbiere oder Exportbiere handelt, beträgt die Lagerzeit (Kellertemperatur 2°) eineinhalb bis vier Monate. — Zwei bis drei Wochen vor dem Versand werden die Lagerfässer gespundet, um den Kohlensäuregehalt des Bieres zu vermehren, das heisst, die sich bei der Nachgärung noch bildende Kohlensäure zu binden.

Besonders wichtig in der Brauerei ist die Qualität des Wassers und diejenige des Hopfens.

### I. Das Wasser.

Der Verbrauch an Wasser ist im Brauereibetrieb noch bedeutender als in der Mälzerei. Auch sind die Anforderungen in bezug auf Reinheit verschiedenartiger, weil die Verwendung des Brauereiwassers nicht nur in Frage kommt für die Herstellung des Bieres selbst, sondern auch als Kesselspeisewasser und als Wasser, das in der Kellerei zum Waschen der Hefe und zu Reinigungszwecken Verwendung finden soll. Es ist daher zweckmässig, die Beschaffenheit des Brauereiwassers nicht nur vom chemischen Standpunkt aus, sondern auch auf seine biologische Beschaffenheit zu prüfen.

### II. Der Hopfen

(*humulus lupulus*) gehört zur Klasse der Brennesselgewächse und ist eine ausdauernde, rechtswindende Schlingpflanze mit 4—8 m hohen, rauhen, vierkantigen Stengeln, gegenständigen drei- bis siebenlappigen Blättern und zweihäusigen Blüten, von denen die männlichen wechselständige, lockere Trugdolden, die weiblichen



**Sie können**

nur dabei **gewinnen..**

wenn Sie Dr. Oetker's Backpulver

**Backin**

allen ähnlichen Produkten vorziehen.

**BON** zum Ausschneiden und Einschicken an: ADOLPHE ANGEL S. A. STRASBOURG-MEINAU

Schicken Sie mir bitte postwendend  
Ihr farbig-illustriertes Rezeptbuch:

**BACKEN MACHT FREUDE** (deutsch)  
**CUIRE EST UN PLAISIR** (französisch)

— Nicht Zutreffendes streichen. —

Anbei 1.50 frs. in Briefmarken für Porto und Verpackung.

Name: .....

Adresse: .....

.....

.....

.....

gestielte seiten- oder endständige, einzelne oder traubenförmigen Kätzchen — Dolden — bilden. Für Brauzwecke kommen die Fruchtzapfen, dicke Blättchen, die mit zahlreichen goldgelben Drüsen besetzt sind und in denen sich das wertvolle Lupulin befindet, in Betracht. Die einsamigen, rundlichen Früchte geben dem Bier einen bitteren Geschmack.

Angebaut werden nur die weiblichen Hopfenpflanzen, deren Samen sich nicht ausbilden können, während die Blättchen reich mit Drüsen versehen sind. Um die Bildung von Samen zu verhindern, müssen alle in der Nähe einer Hopfenanlage sich befindlichen männlichen Hopfenpflanzen frühzeitig beseitigt werden.

Der Hopfen gedeiht namentlich im Elsass, in Bayern und in Böhmen, deren Bodenbeschaffenheit zur Anlage von Hopfengärten sich besonders eignen. Zum Anbinden der Stammstricke werden Pfähle (6—7 m) verwendet; in unserer Zeit hat man dieselben durch billigere, haltbarere, sogenannte Drahtbaue ersetzt, die sich sehr gut bewährt haben.

Eine Hopfenpflanzung erfordert jährlich reichliche Düngung und gewissenhafte Bearbeitung. Dieselbe ist immerhin lohnend, trotz der peinlichen Arbeit, welche sie erheischt, zumal der Verbrauch an Hopfen nicht abnimmt. Im Jahre 1928 haben die 35 Brauereien in Elsass-Lothringen (19 im Unter-Elsass, 5 im Ober-Elsass und 11 in Lothringen) zirka 2 Millionen Hektoliter Bier gebraut, wovon die Hälfte in Strass-

burg; in demselben Jahre waren mit Hopfen bepflanzt:

Ca. 3000 ha im Unter-Elsass (in 37 Gemeinden); Ertrag 21 682 Zentner.

Ca. 36,1 ha im Ober-Elsass (in 12 Gemeinden); Ertrag 210 Zentner.

Ca. 58,8 ha in Lothringen (in 13 Gemeinden); Ertrag 473 Zentner.

Unsere Elsässer Biere sind völlig klar und von feurigem Glanze. Der beim Einschenken des Bieres in ein Glas sich bildende Schaum muss so haltbar sein, dass er erst nach einiger Zeit von der Glaswand nach innen zu abfällt. Die währenddessen von unten nach oben aufsteigenden Kohlenensäurebläschen geben dem Biere einen prickelnden und erfrischenden Geschmack.

Erwähnen wir nun auch zum Schluss, dass in Strassburg bereits anno 1259 eine «Bierwirtschaft» durch einen gewissen Arnold eröffnet wurde; von der Qualität seiner Ware ist uns nichts übermittelt worden; wahrscheinlich war man nicht so anspruchsvoll wie heute! 1586 bestanden bereits 6 Brauereien in Strassburg, die 1373 hl. sehr gutes Bier lieferten.

In mässigen Quantitäten getrunken, gilt gutes Bier als ein gesundes Getränk.

«Hopfen und Malz!... Gott erhalt's!»

N. B. Das Klischee, welches diesen Artikel illustriert, wurde uns von der «Brauerei de la Perle» in Schiltigheim geliehen.

